
FORUM: Fortschritt

Ulrich Beck: Gesellschaft als technisches Labor

Prof. Dr. Ulrich Beck, geb. 1944, lehrt Soziologie an der Universität Bamberg und ist zur Zeit Gastprofessor am Kulturwissenschaftlichen Institut des Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen in Essen.

In gewisser Weise bestätigt sich heute auf eine ganz nüchterne, alltägliche Art die Vermutung der alten griechischen Skeptiker, daß mit unserem Wissen unser Nichtwissen wächst. Das Ergebnis des wissenschaftlichen Fortschritts ist nicht Sicherheit, sondern *Ungewißheit*, allerdings in einer durchdachten, durchfragten, bewußteren Weise. Wir wissen weniger, weil wir mehr wissen. Mit dem Wissen wächst also das Nichtwissen und das Wissen darum, und diese Veröffentlichung des reflektierten Zweifels, zu dem sich Wissenschaft in der Speerspitze der Forschung verdichtet hat, manchmal freiwillig, meist unfreiwillig, macht den Kern der Verunsicherung aus, der die wissenschaftlich technische Zivilisation heute und in Zukunft erschüttert. Wissenschafts- und Kulturkritik blieben folgenlos wie im vergangenen Jahrhundert, wenn nicht die Wissenschaft in ein Stadium der veröffentlichten und objektivierten

Selbstbezweifelung in der Konsequenz ihrer arbeitsteiligen Verselbständigung übergegangen wäre. Der Zweifel, der im Innersten der wissenschaftlichen Rationalität wohnt und diese ausmacht, und im fortgeschrittensten Stadium von ihr selbst (unfreiwillig) entfesselt wird, ist der interne Verbündete, der Türöffner für eine künftige Reformation der Wissenschaft in einer nun auch mit und gegen Wissenschaft mündig werdenden Gesellschaft.

Demokratie schleicht sich ein

Das klingt sehr philosophisch, was heutzutage abgehoben meint. Das Gegenteil ist der Fall. Es handelt sich um ausgesprochene Stolpersteine in der Forschungs- und Technikpraxis.

Dem Bilderbuch nach gibt es reine und angewandte Wissenschaft. Jene ist Forschung, diese Technik. Jene frei (wertfrei), diese ökonomisch und politisch bestimmt und verflochten. Rationalität sichert die reine Forschung unter dem Ehrentitel der Grundlagenforschung. Womit erstens ein Nacheinander, zweitens ein Ableitungsverhältnis zwischen Forschung und Anwendung, Experiment und technischer Nutzung beansprucht wird. Dieses ganze Kartenhaus der heilen Welt wissenschaftlicher Rationalität ist durch die jüngsten, großen, tiefgreifendsten, ökonomisch anspruchsvollsten Fortschritte der letzten und kommenden Jahre in sich zusammengebrochen. Theorien über das Funktionieren und die Sicherheit von Atomkraftwerken beispielsweise sind erst *nach* deren Bau überprüfbar. Experimentelle Großtechnologie muß *als* Herstellung einer neuen unbekanntenen, unerforschten Wirklichkeit im Stadium seiner praktischen Wirkung inszeniert und kontrolliert werden. Praxis als Forschung und das Eingehen von Gefahren um ihrer Erforschung willen sind zwei Seiten derselben Sache in dem Abenteuer der technischen Zivilisation, das vor uns liegt.

Im nachhinein haben wir erfahren: Es waren viele, mindestens zweihundert Experimente einer „verbrauchenden Embryonenforschung“ nötig, bevor das erste „Retortenbaby“ gelang. Kernreaktoren müssen *gebaut*, gentechnische Kunstwesen *ausgesetzt*, chemische Produkte *in Umlauf gebracht* werden, damit ihre Eigenschaften, ihre Sicherheiten, ihre (Langzeit)-Folgen studiert werden können.

In dieser Umkehrung von Experiment und Anwendung, in dieser Verschmelzung von Forschung und Technik zu einem neuen Typus der *herstellenden Bastelwissenschaft* in der experimentell werdenden Gesellschaft verbergen sich moralische, politische und logische Probleme. Bislang werden nur die ethischen Fragen öffentlich (vorsichtig) aufgepickt. Sie hegen am Beispiel der Embryonenforschung ebenso auf der Hand wie bei Freilandexperimenten, führen zu schwierigen Abwägungs- und Standpunkt Konflikten, deren Unlösbarkeit ein geradezu berechenbares förderungswürdiges Dunkel abgibt, um sie als verschollen abbuchen zu können. Die Einrichtung von Ethiklehrstühlen ist in diesem Sinne die andere, zweite Art, dem Fortschritt grünes Licht zu erhalten.

Das *politische* Dilemma liegt darin, daß auf diese Weise das Experiment exportiert, *Gesellschaft zum Labor gemacht wurde*.¹ Woraus zweierlei folgt. Erstens: Die Forschung ist von Zustimmungen und Antworten auf öffentliche Fragen und Zweifel abhängig, die die wissenschaftliche Autorität, die wissenschaftliche Logik im vorhinein gerade nicht beantworten und entkräften kann. Zweitens: Die Tunswissenschaft, die Taten, hergestellte Wirklichkeiten braucht, um ihre Irrtümer korrigieren zu können, wird zum Laien in eigener Sache, wenn es darum geht zu entscheiden, ob das Abenteuer einer erst praktischen und dann empirischen und theoretischen Wissenschaft, die zugleich kulturelle Konstanten der bisherigen Lebensführung außer Kraft setzt, gewagt und allen zugemutet werden kann. Ein politischer und nicht ein wissenschaftlich zu begründender Konsens ist Voraussetzung der Herstellungsforschung. Das Risiko einer geschaffene Sachverhalte studierenden Technikforschung kann logisch und ethisch niemals wissenschaftlich legitimiert werden. Gentechniker, Humangenetiker, Reaktorforscher, Fortpflanzungsmediziner und so weiter werden zu Bettlern, Hausierern in eigener Sache, deren Tun blank wissenschaftlicher Rechtfertigung von Spenden öffentlicher und politischer Zustimmung abhängig wird. Politik kommt *vor* Forschung und Forschung wird nun wirklich und buchstäblich *selbst zur Politik*, weil sie herstellen, verändern muß, um überhaupt ihre wissenschaftliche Rationalität entfalten zu können. Wo aber Wissenschaft selbst sich ihrer Wissenschaftlichkeit beraubt, öffnet sie die Tore für öffentliche Dispute, Befürchtungen, Standpunkte und Mitbestimmungen. Demokratie schleicht sich ein, nicht nur bei der meist vorentschiedenem Umsetzung, sondern bei der Ungewißheit, beim Streit um die Richtung der Forschung selbst, bevor diese ihre Sachgesetzlichkeit entwickeln und inszenieren kann.

Am tiefgreifendsten und bislang am wenigsten erhellt sind die *forschungslogischen* Probleme. Nur einige Schlaglichter: Wer herstellt, um erforschen zu können, was er in die Welt gesetzt hat, kann gerade dafür wissenschaftlich begründetes Wissen nicht in Anspruch nehmen. Mit der Umkehrung wird eine Entwertung der wissenschaftlichen Glaubwürdigkeit vollzogen. In Sachen Forschungsart ist der Wissenschaftler Laie, Unwissender wie andere Beobachter und Betroffene auch. Nein, mehr als das; er ist *interessierter Laie*. Seine Forschungsinteressen *zwingen* ihn dazu, die Harmlosigkeit des Experimentes zu erweisen. Parteilichkeit ist Professionsnotdurft, weil Fragen und Zweifel rücksichtslos und grundsätzlich geworden, die Technikforschung buchstäblich brotlos machen können. Der mögliche Dieb urteilt, übertragen gedacht, über Eigentumsdelikte.

Damit aber sind wir beim eigentlich zentralen Problem: Wir können aus unseren Fehlern lernen. Das ist nach Popper der Kern der wissenschaftlichen Rationalität. Wer entscheidet aber, wie, wann und auf welcher Grundlage, ob ein Gesellschaftsexperiment der herstellenden Technikforschung gescheitert

¹ U Beck, Gegengifte-Die organisierte Unverantwortlichkeit, Frankfurt/M 1988, S 200 ff, W. Kohn/J. Weyer, Gesellschaft als Labor, in Soziale Welt 3/1989

ist? Forschung, die Praxis werden muß, um Forschung sein zu können, hat die Bedingungen ihrer Falsifizierbarkeit ausgehebelt. Die spezielle Kontrollsituation des Experimentes ist aufgehoben. Zunächst heißt das, daß die Grenzen zwischen Herstellung, Forschung und Nutzung fließend werden. Aber auch: Alle Unfälle, Störfälle zum Beispiel in Kernkraftwerken überall auf der Erde sind experimentelle Befunde eines laufenden, letztlich unentschiedenen, vielleicht sogar unentscheidbaren Realexperimentes. Dabei reden nun aber viele mit. Unterschiedliche, gegensätzliche Weltansichten werden herangetragen: Techniker selbst sind am technischen Gelingen interessiert, was nicht zusammenfällt mit den gesundheitlichen Folgen, den sozialen und politischen Turbulenzen und Verantwortlichkeiten, nicht zu vergessen: dem Urteilsspruch der ökonomischen Rentabilität. Es ist also ein Chor von Stimmen und Gesichtspunkten, die über Verlauf und Ergebnis streiten.

Wobei zweierlei hervorsteht: Das Experiment, beispielsweise Kernenergie (aber nun auch Gentechnik, Fortpflanzungsmedizin, Humangenetik, prädikative Medizin und so weiter) wird *zeitlich, räumlich und sozial unabschließbar*. Gleichzeitig aber gibt es keinen verantwortlichen Experimentator, *kein Subjekt*, das mit wissenschaftlicher Autorität über die Gültigkeit der Ausgangshypothesen entscheidet. Es handelt sich im Grenzfall um alle einschließenden Menschheits- und Niemandexperimente, deren ungeschriebene, kontroverse Geschichte über die Zeiten, Fächer und Nationen hinweg den Datenbefunden früherer Laborexperimente entspricht.

Wenn man angesichts dieser längst eingetretenen, eingeschliffenen Situation einer experimentell gewordenen Welt und Gesellschaft Poppers nun museal wirkenden Satz noch einmal um Rat bittet, dann hängt die wissenschaftliche Rationalität an dem seidenen Faden der *Revidierbarkeit* und der *Irrtumsfähigkeit* der ihre Wirklichkeit schaffenden Forschung. Atomkraftwerke *könnten* immer noch, wenn auch mit großen Schwierigkeiten und Kosten abgeschaltet, vom Netz genommen werden. Was aber geschieht mit den freigesetzten, Fleisch und Leben gewordenen „Irrtümern“ der Gentechniker und Humangenetiker? Wie ist eine Forschung lernfähig zu erhalten, deren eingestandene Fehler nicht nur Milliardeninvestitionen vernichten, sondern der Selbstaufhebung einer Fachdisziplin gleichkommen? Die neuen Forschungsrichtungen, die das Labor nur noch als Zwischenstation kennen und die Praxis, das Freilandexperiment, die Gesellschaftsveränderung zur Überprüfung ihrer Annahmen brauchen, ringen - nicht der subjektiven Absicht nach, aber angesichts der verschobenen, auf den Kopf gestellten Interessenkonstellation ihrer herstellenden Forschung - in völlig neuer Weise mit dem *Dogma*. Es besteht der begründete Verdacht, daß die Lern-, die Irrtumsfähigkeit *im Prinzip* beschnitten ist. Wissenschaft hat ihre Logik verabschiedet und gerät unter die Macht von dieses Mal selbst gesetzten und gepflegten Dogmen in eigener Sache und dies in Forschungsfeldern und -fragen, die die Existenzform des Lebens und des Menschen berühren und verändern.

Das Risikokalkül oder: Wie wollen wir leben?

Bekannt ist, wie diese Fragen de facto gehandhabt werden. Man bildet Spezialrichtungen der Risikokalkulation aus. Diese sind der Versuch, technisch Konsens für Fragen zu beschaffen, die sich gerade einer nur technischen Beantwortung entziehen. Die jetzt überall um sich greifende Rede von Risiken ist ein mathematisch verklausuliertes Moralisieren. Akzeptierte Risiken werden mit zu akzeptierenden Risiken verglichen, wodurch die Legitimation, die jene schon genießen, auf diese umgeleitet werden soll.

Es ist nicht leugnen, daß das Risikokalkül dem Abenteuer des Industrialismus ein Stück seiner Abenteuerlichkeit nimmt. Unvorhersehbares, zukünftige Ereignisse, Schäden werden gegenwärtig kalkulierbar. Folgen werden aus ihrer individuellen Leidensgeschichte herausgehoben, zu Wahrscheinlichkeits- und damit zu Systemereignissen, die allgemeiner Regelung bedürfen, beispielsweise durch Versicherungen, technische Vorkehrungen, Lastenverteilung, medizinischer Vorsorge und so weiter². Das ändert aber nichts daran, daß auf diese Weise die Technik nicht die politischen und ethischen Fragen, die ihr Sturmloch auslöst, immanent, mathematisch, sozusagen in eigener Zuständigkeit auflösen kann.

Im Gegenteil, Risikoberechnungen sind auch eine Art Offenbarungseid technischer Rationalität. Niemals folgt aus ihnen das, was sie erzeugen sollen: Akzeptanz. Spezialisten sind auf kulturelle und ethische Standards angewiesen, um Grenzen des Zumutbaren, des Akzeptablen zu ermitteln. Grenzwerte sind Verkehrsregeln, Grundgesetze im Umgang mit absehbar unabsehbaren Folgen technisch-industrieller Entwicklungen. In sie fließen technische Spezialkenntnisse über Reaktionen, Abläufe und medizinische Folgen ein. Aber eben auch Antworten auf die Frage: *Wie wollen wir leben?* - die nicht nur von Land zu Land, von Kultur zu Kultur unterschiedlich beantwortet werden kann, sondern auch in einer demokratisch verfaßten Gesellschaft nicht in die Hand von Ingenieuren gehört.

Doch davon völlig unberührt gilt bei uns ähnlich wie in anderen Industrieländern das Monopol der Technik(er) in Risikofragen.³ Gerade auch die Bedenken gegen Risiken einer Technologie werden fast immer auf der Grundlage des herrschenden naturwissenschaftlich-technischen Denkens formuliert. Ebenso entstammen die angebotenen Therapien und Alternativen dem Arsenal der Technik.

Gegen SO²-haltige Emissionen fordert man Entschwefelungstechniken, und schädliche Autoabgase sollen durch Katalysatoren vermieden werden. Der Ruf nach dem Gesetzgeber verlangt von Konzepten des Abfallrecycling bis zur Berstsicherheitsvorrichtung bei Atomkraftwerken meist nicht mehr, als

² Beck, Gegengifte, S 177 ff

³ Dazu A Roßnagel, 'Bedroht die Kernenergie unsere Freiheit', München 1983, R Wolf, 'Zur Antiquiertheit des Rechts in der Risikogesellschaft', in Leviathan 115/1987, S 164-187, W Roters, 'Innovative Reaktionen auf technologische und ökologische Herausforderungen', in C Bohret u a (Hrsg.), Herausforderungen an die Innovativkraft der Verwaltung, Opladen 1987, S 109-122, Beck, Gegengifte, S 189 ff

umweltpolitische Signale für eine vermeintlich bessere technische Lösung zu setzen. Und viele den Gerichten vorgelegte Klageschriften fordern nach dem Verständnis der Kläger lediglich, den Erkenntnissen der Naturwissenschaft Rechtskraft zu verleihen. Emissionsgrenzwerte werden angezweifelt, weil es Anzeichen gibt, daß die ihnen zugrundeliegenden wissenschaftlichen Erkenntnisse überholt oder die Meßverfahren technisch veraltet seien. Die Emissionen von Altanlagen geraten dann in das Feuer der Kritik, wenn die Betroffenen argwöhnen, sie lägen über dem nach dem „Stand der Technik“ Unvermeidbaren.

Die Ingenieure haben ihre gesellschaftsschöpfende Rolle an einem simplen sozialen Nagel befestigt. Ihnen wird verbindlich zugestanden - verbindlich für Recht und Politik -, anhand ihrer Maßstäbe zu entscheiden, was der „Stand der Technik“ gebietet. Da aber diese Generalklausel der Maßstab für einklagbare Sicherheit ist, entscheiden de facto in der Bundesrepublik private Organisationen und Gremien (zum Beispiel der Verein deutscher Ingenieure, das Institut für Normung), was allen an Gefahren zugemutet wird.

In der Luftpolitik, dem Lärmschutz, der Wasserpolitik und so weiter immer dasselbe Muster: Gesetze geben das allgemeine politische Konzept vor. Wer aber wissen will, was den Bürgern als konstante Dauerration an Normalvergiftung zugemutet wird, muß das Kleingedruckte nachlesen. Selbst die klassischen Instrumente politischer Steuerung - Rechtsverordnung und Verwaltungsvorschrift - sind in den Kernaussagen leer, jonglieren mit dem „Stand der Technik“, untergraben auf diese Weise ihre eigene Zuständigkeit und setzen zugleich an ihrer Stelle den „wissenschaftlich-technischen Sachverstand“ auf den Thron der Gefahrenzivilisation.

Was tun? Was rät der Theoretiker?

Alle hier nur schlaglichtartig beleuchteten Argumente lassen sich anders herum wenden und lesen. Wissenschaft in ihrem fortgeschrittensten Stadium ist zu einem Unternehmen unfreiwilliger Selbstverunsicherung geworden - nicht in ihrer einzelfächlichen Bornierung, aber in ihrem Wechselverhältnis zwischen den Fächern, Zeiten, Theorien, Schulen, Methoden. Es ist die wissenschaftliche Akribie, die auf vielen Wegen die Panzer des wissenschaftlichen Erkenntnismonopols von innen her aushöhlt. In gleichem Maße wachsen externen Instanzen Einflußchancen nicht nur in der Auswertung, sondern auch in der Bewertung und Konstruktion wissenschaftlicher Erkenntnis selbst zu. Dies gilt es für eine demokratische Öffnung und Mitbestimmung zu nutzen.

Gesellschaft selbst ist zum Labor geworden - das heißt: Wahrheitsfindung ist nicht nur vielstimmig, sondern auch öffentlich geworden. Es gibt Spezialisten für das Technische und für die Folgen, soziale und funktionale Rationalität spalten sich auf und konkurrieren miteinander. Die „einfache“, traditionale, monopolistische Wissenschaftsauffassung und eine „reflexive“, selbstkritische beginnen sich *innerhalb* der Fächer gegeneinander zu orientieren und zu organisieren gegen die technokratische Einheit von Tätern und Rich-

tern (Gutachtern). In Sachen Risiko, das ist wichtig, ist niemand Experte. Wenn dennoch die Ingenieure de facto hier das Sagen haben, gilt es, die Gremien, Gutachten- und Sachverständigenzirkel zu öffnen für den Pluralismus der Fächer und außerfachlicher Beurteilungsweisen und Mitbestimmungen, die sich in dieser Gesellschaft sowieso längst zu Wort gemeldet und oft bereits auch schon organisiert haben.

Das Prinzip der Gewaltenteilung wäre durchzusetzen. Gerade weil die Erforschung von Folgen und Risiken deren Erzeugung voraussetzt, können und müssen andere: Laien, Öffentlichkeit, Parlament, Politik mitreden, die Entscheidungsmacht zurückerorbren in einer Gesellschaft, die längst dazu übergegangen ist, ihre Zukunft im Medium der Technik zu gestalten. Die Erforschung von Gefahren und Risiken ist notwendig. Sie ist der erste Schritt aus der Abgeschlossenheit der wissenschaftlichen Weltveränderung in die Öffentlichkeit, in die Rechtfertigung wissenschaftlichen Tuns unter Zugrundelegung von Maßstäben, die das trojanische Pferd der Mitbestimmung in sich beherbergen. Und doch muß ebenso klar gesehen und aufgezeigt werden, daß Risiko als Bremsklotz und Steuerungshebel einer verselbständigten Modernisierungsdynamik nur bedingt tauglich ist.

Risiken können technisch minimiert werden. Wer nur auf sie setzt, um die öffentliche Mitsprache über das wissenschaftlich-technische Abenteuer zu gewinnen und zu erweitern, setzt sich selbst dem Zugzwang aus, in dem Maße zuzustimmen, in dem die Sicherheitsbedenken ausgeräumt werden. Demokratie jenseits der gerade auch mit der Dramatisierung der Gefahren drohenden Expertokratie beginnt dort, wo die Entscheidung und die Debatte darüber eröffnet wird, ob das Leben und seine Bedingungen gewollt wird, das selbst immer sicherer werdende Technologien uns bescheren. Wie wollen wir leben? Diese Frage kann gerade auch durch die Konzentration auf Risiken und Sicherheit der öffentlichen Verantwortung entwunden werden, der ihre Beantwortung in einer Demokratie allein zusteht, die vor der Gestaltungskraft der Technik nicht kapitulieren will.

Eine Schlüsselfrage der gegenwärtigen und zukünftigen gesellschaftlichen Entwicklung lautet: Kann oder optimistischer: *wie* kann das Industriesystem aus seinen Fehlern lernen? Daß das Industriesystem von seinen Fehlern *profitieren* kann, beweisen die expandierenden Märkte etikettierter „Umweltverträglichkeit“ (von den Schnürsenkeln bis zum Schmieröl). So liegt es gerade für eine pragmatische, im besten Sinne am Erfolg, an der Abwendung und Überwindung von Gefahren orientierten Politik nahe, das Technikinteresse der Industrieproduktion, den ökonomischen Aufschwung zur Lösung von Überlebensfragen zu aktivieren. Den Ausweg aus dem Dilemma der Industrieproduktion zwischen Wachstum und Zerstörung weist in dieser Sicht das Industriesystem und seine ökologisch gewendete Produktivität selbst.

Joschka Fischer hat in seinem jüngsten Buch „Der ökologische Umbau der Industriegesellschaft“ (1989) diesen einen logisch möglichen Weg (stellvertre-

tend für viele auch in SPD und CDU) in dankenswerter Konkretheit pointiert vorgezeichnet und ausgemalt. Man kann für diesen Pragmatismus, gerade weil er so schön undeutsch ist, die Prinzipienreiterei zugunsten einer Orientierung an der Wirkung und das heißt: an der Kleinarbeitung von Gefahren ins Lächerliche abschiebt, viel Sympathie aufbringen. Auch macht dieser Realismus die Grünen wohl überhaupt erst politikfähig. (Das Bekenntnis zum Industriesystem als Basis seiner Korrektur wäre ihr „Godesberg“ und Joschka Fischer ihr Herbert Wehner.) Aber dies darf den Blick nicht für den Gegenrealismus trüben, der den Grundfehler dieser Sicht aufdeckt.

Dieser tritt hervor, wenn man sich die Frage vorlegt, auf welche Gefahrenziele der ökologische Umbau der Industriegesellschaft denn eigentlich ausgerichtet werden soll? Auf die Gefahren, die vor zehn Jahren schon oder noch nicht, heute schon oder noch nicht, morgen schon oder noch nicht ins Blickfeld der Öffentlichkeit gehoben wurden? Man muß sich nur die Konjunkturen und Konkurrenzen der Mammutgefahren vergegenwärtigen, um hier stutzig zu werden. Wie lange wurde die Kernenergie allgemein begrüßt? Wann das Ozonloch, wann der sterbende Wald mit welchen Gegengiften, welchen konkurrierenden Drachenfragen hoch- oder weggerechnet? Und welche Überlebensfragen werden in naher und ferner Zukunft aus den Wunder- und Schreckenskisten des technischen Fortschritts (Gentechnik, Humangenetik, prädi-kative Medizin) hervorgezaubert, unsere Aufmerksamkeit, unser politisches Nothandeln alarmieren?

Erkennbar wird so, wie der technische Gefahrenpragmatismus Ad-hoc-Definitionen aufsitzt, seine eigene Entstehungsgeschichte vergißt, das sehr bewegliche Medienbild der anerkannten, um Anerkennung ringenden Gefahren zur Richtschnur eines an die Substanz gehenden Gesellschaftsumbaus macht. Der Kategorienfehler hegt also in der technischen Verdinglichung der Jeweils-Gefahren und der damit verbundenen Ausklammerung der Gefahrengenese und ihrer Bedingungen.

Nur wenn das Gesetz der ungesehenen Nebenfolge gebrochen, die Entscheidung über Technologien *vor* und *in* ihrer Genese in den öffentlichen und politischen Prozeß hineingehoben wird, kann das „Fatum“ der Gefahrenzivilisation in die Handlung, Entscheidung zurückgeholt werden. Die herrschende Praxis - erst Entwicklung und öffentliche Finanzierung neuer Technologien, dann Nachdenken und Nachforschen (im wahrsten Sinne des Wortes) über Risiken und Folgen, dann öffentliche Diskussion unter dem Fallbeil erzeugter Sachzwänge - muß aufgeschlossen und umgedreht werden. Nur so können - könnten, vielleicht — Gefahren minimiert *und* Mitsprachemöglichkeiten eröffnet und gesichert werden. Die politische und demokratische Öffnung der Gefahrrentechnokratie ist also dieses Mal (ausnahmsweise) auch der Weg ihrer Verhinderung.

Erwin Chargaff: Einige Bemerkungen zum Begriff Fortschritt

Prof. Dr. Erwin Chargaff, geb. 1905, Studium der Chemie in Wien, seit 1935 an der Columbia University, New York, tätig, wurde 1952 Professor der Biochemie und 1970 Direktor des Biochemischen Instituts. Er hat über 400 Arbeiten meist wissenschaftlichen, aber auch allgemeinen Inhalts publiziert und ist - laut eigenem Urteil - „Verfasser von Klagegesängen in Prosa“.

Fortschritt ist eines jener chimärischen Wörter (Freiheit ist ein anderes), in die ein jeder einzelne einen Sinn hineinlegt, der einem andern nicht ohne weiteres einleuchten mag. Es ist ein in vielen trügerischen Farben schillerndes Wort. „Seine Lungenkrankheit hat beträchtliche Fortschritte gemacht“: Diese Feststellung kann nur für den Tuberkelbazillus den gleichen erfreulichen Sinn haben wie für den amerikanischen Politiker, der, ein wie wüster Reaktionär er auch sein mag, sich unfehlbar als progressiv bezeichnen wird. Fortschrittlichkeit ist für ihn eine Nationalflagge, in die er sich, um gewählt zu werden, völlig einhüllt. Sie sehen alle aus wie die *Statue of Liberty* an einem regnerischen Tag. Der Geldnexus bleibt unsichtbar: daß auf der Winterseite eine finanzielle Transfusion stattfindet, kann man nur ahnen. So dient der Begriff Fortschritt heutzutage als eine Art von ideologischer Geldwäscherei.

Daß er sich zur Ausfüllung gedanklicher Hohlräume besonders gut eignet, hat man schon lange gewußt. Und so hat es seit dem Beginn des Industrialismus leidenschaftliche Verkünder eines geradezu automatischen, garantierten, allgemeinen Fortschritts gegeben, die „Dampf- und Zündholzphilosophen“, wie Baudelaire sie nannte. In einem langen Aufsatz über die Weltausstellung von 1855 schreibt er: „Fragt einen guten Franzosen, was er unter Fortschritt versteht, und er wird antworten, daß das der Dampf ist, die Elektrizität und die Gasbeleuchtung - Wunder, die den Römern nicht bekannt waren -, und daß diese Entdeckungen unsere Überlegenheit über die Antike völlig beweisen.“

Baudelaire war nicht allein in seinem Protest. Im Frankreich der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts findet man zahlreiche Stimmen, die davor warnen, materielle Errungenschaften mit der Vorstellung von einem unfehlbaren Fortschritt der Menschheit zu immer höherer Vollendung zu verwechseln. In den Tagebüchern des großen Malers Delacroix, in Flauberts Briefen und in seinem letzten unvollendeten Roman *Bouvard et Pecuchet* gibt es viel darüber zu lesen. Auch bei Schopenhauer und Nietzsche kann man sich Rat holen. Darwin hingegen beendete *The Origin of Species* mit einem Posaunenstoß: „Wir können daher mit einigem Vertrauen auf eine sichere Zukunft von großer Dauer blicken. Da die natürliche Auslese ausschließlich durch und für den Nutzen eines jeden Wesens am Werk ist, werden alle körperlichen und

geistigen Gaben dem Fortschritt zur Vollkommenheit entgegenstreben." Ich frage mich, ob Darwin angesichts von, sagen wir, Dioxin und Plutonium die Morgenröte höchster Vollkommenheit begrüßt hätte. Tatsächlich wird der Messias des Fortschritts erst eintreffen, wenn der letzte Mensch verschwunden ist; und dann kann Darwins komisches Weihefestspiel wirklich anfangen.

Das ist jedoch nicht immer so gewesen. Noch im 18. Jahrhundert hatte die Vorstellung von einem Aufstieg der Menschheit zu immer höherer Vollendung einen chiliastischen, fast religiösen Charakter. Als Lessing im Jahre 1780 sein letztes kleines emphatisches Buch *Die Erziehung des Menschengeschlechts* veröffentlichte, sah er in der Bibel ein Lehrbuch, das in seiner Unerschöpflichkeit die Menschen allmählich befeuern müßte, ungeahnte Höhen der Vervollkommnung zu erreichen. Praktische Einzelheiten fehlen allerdings. Dafür ruft Lessing aus: „Nein; sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch... das Gute tun wird, weil es das Gute ist..." (§ 85). Selbst dieser große ernste Mann hatte tief aus dem berausenden Becher getrunken, den Rousseau ihm anbot. Ganz ähnlich der bedeutende Philosoph William Godwin in *Political Justice* (1793): „Der Mensch ist vervollkommnungsfähig oder, mit anderen Worten, fortdauernder Verbesserung zugänglich." Laut quietschte die Guillotine, die Henker in Paris machten Überstunden; und doch wurden diese Worte zur gleichen Zeit geschrieben. Man sieht, Philosophen sind starrsinnige Leute. Kierkegaard sah es anders: „Alles Verderben wird zuletzt von den Naturwissenschaften kommen", schrieb er in seinem Tagebuch.

„Fortschritt" gehört demnach zu jenen Wörtern wie „Freiheit", „Entwicklung", „Demokratie", die ohne einen deutlich definierten Ausgangspunkt oder Zusammenhang völlig sinnentleert sind. Das macht aus ihnen so brauchbare wie verwirrende politische Vokabeln. In den romanischen Sprachen und auch im Englischen sind die entsprechenden Bezeichnungen vom lateinischen Wort *progressiv* abgeleitet, welches eine allmähliche, stetige Fortbewegung von Punkt zu Punkt beschreibt, ohne daß die Höhenlage dieser Punkte zueinander spezifiziert wäre. Eine Progression in den Untergang wird nicht ausgeschlossen. Daß Fortschritt eine Verbesserung sein müsse, diese Vorstellung aus der frühkapitalistischen, protestantischen Epoche ist nur allmählich in die Sprachen eingedrungen: 1603 erscheint es in dieser Bedeutung im Englischen, 1676 im Französischen, um 1750 im Deutschen. Erst um 1830 wird das Wort zu dem uns vertrauten Slogan: ein unaufhaltsamer Aufstieg zu immer höheren Sphären menschlicher Vollendung. Um dieselbe Zeit taucht *progressive politician* in Amerika auf.

Worauf stützt sich eigentlich die Behauptung, daß die Menschheit, daß unsere Welt immer vollkommener werde? Sie ist sinnlos und ich leugne sie. Für Dichtung, Kunst, Musik gilt sie gewiß nicht; Thomas Mann ist kein Fortschritt über Homer, ganz im Gegenteil; ebensowenig wie Jackson Pollock besser ist als Goya. Daß die Menschen immer klüger oder anständiger werden,

ist gewiß nicht wahr. Vielmehr sind sie im Begriff, das erste Attribut des Menschen, den menschlichen Gebrauch der Sprache, zu verlieren. Das bald ausgehende Jahrhundert der Massenmorde, der immer zügelloser werdenden Verbrechen und der Zerstörung des Erdgleichgewichts wird der Weltgeschichte kein Ruhmesblatt hinzufügen. Kann man abstreiten, daß das, was man früher Kultur genannt hat, sich in einem jämmerlichen Zustand befindet?

Bleibt also die Zivilisation. Elektrische Beleuchtung ist sicherlich bequemer als Kerzenlicht; die Antibiotika haben vielen Menschen das Leben gerettet, ob aber einer größeren Zahl als von den Pestiziden oder den ionisierenden Strahlen geschädigt wurden, ist mir nicht klar. Was fraglos enorm hinaufgegangen ist, ist die Geschwindigkeit des Verkehrs und der Verständigung. Die unser ganzes Leben regierende Hast und Unruhe sind aber keineswegs eine Verbesserung.

Nur bei einem Zweig menschlicher Tätigkeiten kann man einen absoluten Fortschritt feststellen, nämlich bei den Naturwissenschaften, besonders wenn man Wachstum mit Verbesserung gleichsetzt. Die Naturforschung hat eine Ausbreitung erreicht wie nie zuvor in der Geschichte. Man weiß unendlich viel mehr, ist aber nicht gescheiter geworden, jedoch viel rücksichtsloser in der sofortigen Anwendung des Gefundenen. Die völlig unregelte Kollusion von Naturforschung und Technik hat sich als eine große Gefahr für die Bewohnbarkeit der Erde erwiesen. Leider hat die Gesellschaft vorläufig keine Handhaben entwickelt, um kontrollierend einzugreifen. Eine Dämpfung der Wissensinflation ist unbedingt notwendig.

Damit, also mit einer Drosselung des überhitzten Naturforschungsbetriebs, wäre es aber nicht getan. Die Verschlechterung der Umwelt durch Technik und Wissenschaft hat derart zugenommen, daß viel radikalere Maßnahmen getroffen werden müßten. Wenn ich jedoch den Weichselzopf unzähliger Verflechtungen und Abhängigkeiten betrachte, der sich unter dem geschämigen Namen der freien Marktwirtschaft verbirgt, verliere ich den Mut zu Vorschlägen. Die Völker sind jetzt mit einem Fortschrittsimperialismus konfrontiert, der dahin strebt, die schwächeren Mitglieder aller Länder zu einer Dritten Welt der Hoffnungslosigkeit und Entbehrung zu verdammen. Der Begriff des Fortschritts war einmal ein utopischer Traum von der Erziehung des Menschengeschlechts; jetzt ist er nichts als ein Aufruf, ein Gebot, immer mehr zu konsumieren.

Iring Fetscher: Fortschritt — wohin? Wachstum — wozu?

Prof. Dr. Iring Fetscher, geb. 1922 in Marbach/Neckar, ist em. Professor für Politikwissenschaft an der Universität Frankfurt/M.

Vor zwanzig Jahren galt Wachstum generell als Fortschritt. Ich erinnere mich noch gut daran, wie Staaten mit der Anzahl ihrer Groß- und Millionenstädte für sich warben, wie die Höhe von Wolkenkratzern als Symbol des Fortschritts gepriesen wurde, und selbst das Bevölkerungswachstum galt als Anzeichen einer guten Regierung. Das alles liegt weit hinter uns. Bevölkerungswachstum in der Dritten Welt, Riesenstädte - wie Mexiko-City und Sao Paulo - machen uns Angst, Verkehrsdichte schlägt um in Verkehrsstau, Konzentration von Industrieanlagen wirkt sich auf die Umwelt verheerend aus, kurz - Wachstum hat aufgehört, ein Indiz für Fortschritt zu sein. Diese Besinnung war längst überfällig. In einer Diskussion mit Leninisten, die an einem linearen Konzept des historischen Fortschritts festhielten, fragte ich einmal, ob denn auch die Zunahme von Altersselbstmorden, von Aids-Erkrankungen, von Autounfällen, von seelischen Störungen als „Fortschritt“ angesehen werden könne, statistische Daten, die doch offenbar mit dem „Wachstum“ der Industrialisierung zusammenhängen. Wenn das aber - zu Recht - abgelehnt werde, müsse man doch offenbar über Kriterien verfügen, mit denen zwischen wünschenswertem und unerwünschtem Wachstum unterschieden werden könne. Nicht jeder Fortschritt sei also erwünscht. Für Anhänger einer Geschichtstheorie des einlinearen (wenngleich dialektischen) Fortschritts war das offenbar ein schwieriges Problem. Noch boshafter hätte ich fragen können, ob denn etwa theoretisch der Schritt von Marx zu Lenin und Stalin ein „Fortschritt“ gewesen sei und nicht vielmehr ein theoretischer Verfall und die Voraussetzung für eine Perversion des Sozialismus?

Wenn wir zwischen wünschenswertem und unerwünschtem Wachstum unterscheiden wollen, müssen wir klare Vorstellung davon entwickeln, wie unser Leben in Zukunft aussehen soll, wie wir - wie die Mehrheit der Bevölkerung - zu leben wünscht. Eine bloße Befragung - durch ein Meinungsforschungsinstitut - würde aber kaum eine eindeutige und sinnvolle Antwort zeitigen. Die konkreten Wünsche der Menschen gehen kaum über den vorgegebenen Rahmen der „realen Möglichkeiten“ hinaus, aber dieser Rahmen selbst muß ja nicht unbedingt unveränderlich sein.

Auch wenn die „Grenzen des Wachstums“ theoretisch von (fast) allen anerkannt werden, richten sich doch noch die Wünsche vieler - vielleicht sogar einer großen Mehrheit - auf „mehr“. Dieser Wunsch nach Einkommenswachstum und Konsumsteigerung ist in einer Gesellschaft Ungleicher verständlich und erklärbar. Wer im alltäglichen Arbeitsleben und durch seine sozialen Kontakte sowie seine aktive Teilhabe an der Kultur unbefriedigt ist, und das

dürfte noch immer eine Mehrheit sein, der sucht wenigstens durch Konsum einen Ausgleich, eine gewisse Kompensation. Wer heute noch mit seinen Konsummöglichkeiten unzufrieden ist, weil er ringsum Menschen wahrnimmt, die „sich mehr leisten können“, der wird nach mehr Konsum, nach mehr Prestige-Konsum vor allem streben. In Gesellschaften, die die elementaren Bedürfnisse befriedigen, richten sich die Konsumwünsche - wie Fred Hirsch festgestellt hat - immer mehr auf sogenannte „positionelle Güter“, auf Waren und Dienstleistungen, die vor allem dadurch befriedigen, daß sie den Konsumenten „auszeichnen“, ihn aus der „grauen Masse“ herausheben. In dem Maße aber, wie Luxusgüter massenhaft angeboten werden, verlieren sie gerade diesen „Wert“. Der Wettlauf nach Prestige-Konsum ist daher notwendig immer wieder enttäuschend. Luxus ist nicht demokratisierbar. Die Fernreise, durch die sich der Angestellte aus seinem Milieu herauszuheben sucht, wird entwertet, wenn sie durch Massentourismus „jederman“ und „jederfrau“ erreichbar wird. Die eindrucksvolle Beschreibung dieses verzweifelten Wettlaufs nach „positionellen Gütern“ durch Fred Hirsch (in: „Die sozialen Grenzen des Wachstums“, 1980) hält aber kaum jemanden davon ab, auf diesem Weg „sein Glück“ zu suchen. Solange keine realeren, dauerhafteren und tieferen Formen der Bedürfnisbefriedigung verfügbar sind, wird immer wieder der Aus- und Umweg über den „Mehr-Konsum“ gesucht werden. Die Werbewirtschaft setzt mit großem Erfolg auf diese Tatsache. Sie manipuliert keineswegs den Konsumenten, sondern verspricht - auf ihre Weise - dessen unerfüllbare Wünsche zu erfüllen. Ein eindrucksvolles Beispiel für die Frustrationen, auf deren Kompensation Werbung setzt, habe ich vor vielen Jahren an einem Plakat der Eastern Airlines in New York gesehen. Das Plakat zeigte ein Flugzeug, das hoch über einem winzig kleinen Männchen dahinzog und darunter stand zu lesen: „So klein ist ihr Boss, wenn sie mit Eastern Airlines in den Urlaub fliegen“. Die Ferienreise soll das reale soziale Abhängigkeits- und Unterlegenheitsverhältnis umkehren - wenigstens für ein paar Wochen oder Tage. Das Versprechen ist verführerisch, die Enttäuschung einprogrammiert, aber für die erneute Enttäuschung steht schon ein neues Warenangebot (etwa ein großer Gebrauchtwagen) bereit. Das Motto lautet nicht „Ich konsumiere, also bin ich“, sondern „Ich konsumiere mehr, also bin ich besser“. In amerikanischen Schulen gab es das Fach „training in consumership“, damit war vielleicht die kluge Auswahl unter dem betörend vielfältigen Konsumangebot gemeint, aber doch wohl auch die Bereitschaft, sich auf Konsum einzustellen und durch Konsum Befriedigung zu suchen.

Die soziale Entwicklung kam (und kommt) dem Mehrkonsum auch noch auf eine andere Weise entgegen. In den hochentwickelten Industriegesellschaften nimmt die Anzahl der Ein- und Zweipersonenhaushalte noch ständig zu. Die „swinging Singles“, die gutverdienenden Einzelpersonen, sind aber bei weitem die besten Konsumenten: Sie haben - mindestens - ein Auto pro Person, einen Kühlschrank, eine Geschirrspülmaschine, ein Fernsehgerät und so weiter, und sie nehmen mehr als Familien bezahlte Dienstleistungen in Anspruch: gehen häufiger Essen, beanspruchen Wäschereien und besuchen

kulturelle Veranstaltungen. Wohnviertel, in denen Einpersonenhaushalte überwiegen sind durchweg wirtschaftlich interessant.

Wenn es zutrifft daß die von mir beschriebenen sozialen und sozialpsychologischen Verhältnisse einer Abkehr von der Wachstumsorientierung im Wege stehen, dann müßten also - wenn nicht „Askese“ durch Zwang abgenötigt werden soll, was unserer Überzeugung vom Wert der individuellen Freiheit widerspricht - diese Verhältnisse selbst geändert werden. Doch seien zunächst noch einmal kurz die Gründe angeführt, die für eine Abkehr von der Konsum- und Wachstumsgesellschaft europäisch-nordamerikanischen Typs sprechen. Es sind Argumente der ökologischen Vernunft und der internationalen sozialen Gerechtigkeit.

Eine Anhebung auf das Konsumniveau Nordamerikas oder Westeuropas durch die übrigen Regionen der Erde würde zu einer totalen Umweltkatastrophe führen, ganz abgesehen davon, daß die Ressourcen der Welt dafür kaum ausreichen dürften. „Energiesklaven“ pro Arbeitskraft, Abfall pro Kopf der Bevölkerung, Umweltbelastung pro Haushalt - all das könnte einfach nicht verallgemeinert werden. Entwicklungshilfeversprechen unterstellen aber noch immer (oder doch oft genug), daß das möglich sei. Wenn wir den Kantschen „kategorischen Imperativ“ auf die Weltgesellschaft anwenden, können wir aber nicht gut für uns beanspruchen, was einfach ohne katastrophale Folgen nicht verallgemeinert werden kann. Einschränkung des Wachstums an solchen Konsumgütern, die nur ganz beschränkt vermehrbar sind und an Produktionen, die die Umwelt extrem belasten, ist daher ein Gebot der sozialen Gerechtigkeit und internationalen Solidarität. Wenn man darüber hinaus bedenkt, daß in großen Teilen der „Dritten Welt“ Hunger und Not herrschen, erhält der extrem hohe Wohlstand *eines Teils* der Bevölkerung der Industriestaaten ein zusätzliches moralisches Problem. Wenn aber das Wohlstandsgefälle zwischen Metropolen und Dritter Welt abgebaut werden soll, dann muß es auch innerhalb der Industriestaaten verringert werden. Die hohen Einkommens- und Eigentumsunterschiede in diesen Ländern haben ja - unter anderem - jenen Drang nach Mehreinkommen und Mehrkonsum im Gefolge. Die Einkommensdifferenzen erscheinen den Beziehern geringerer Einkommen so lange als erträglich als sie damit rechnen können (oder glauben rechnen zu können), daß sie selbst - demnächst - ebenfalls ein erheblich höheres Einkommen und damit höhere Konsummöglichkeiten haben werden. Für eine auf Wachstum programmierte und auf Wachstum angewiesene Wirtschaft war dieser Zusammenhang sogar höchst erwünscht. Wenn aber Wachstum nicht mehr - ohne Wenn und Aber - erwünscht ist, dann verlieren auch die Wachstumsanreize durch extrem hohe Einkommens- und Besitzunterschiede diesen Sinn.

Darf denn nun aber nichts mehr wachsen, muß alles schrumpfen? Natürlich nicht. Es gibt eine ganze Menge Gebrauchsgegenstände (oder Gebrauchswerte), die durchaus wachsen können, ohne daß damit anderen Möglichkeiten beschnitten würden und ohne daß die Natur zusätzliche Belastungen erführe.

Das gilt vor allem für solche Gebrauchsgegenstände, die wenig Material und wenig Energie beanspruchen - insbesondere für den „Konsum“ von Kunst, Wissenschaft, Sport (Breitensport). Kurz: für Bildung. In erster Linie handelt es sich dabei um solche Arten von „Konsum“, die mit vermehrter Eigenaktivität verbunden sind. Anleitungen zu verständnisvollem Umgang mit Kunst, zur Teilhabe an wissenschaftlicher Erkenntnis, zur sinnvollen sportlichen Tätigkeit sind auch „konsumierbare Dienstleistungen“, aber sie führen mehr und eindeutiger als andere Arten des Konsums zu eigener Aktivität. Zwar gibt es auch Formen des Massensports, die ökologische Schäden verursachen - zum Beispiel die Anlage von planierten Abfahrtshängen im Gebirge fürs Skilaufen - aber sie sind vermeidbar, ohne daß deshalb Sport eingeschränkt werden müßte. Künstlerische Fähigkeiten - sowohl passive zum vertieften Kunstgenuß als auch aktive zur Teilhabe an der „Kunstproduktion“, wissenschaftliche Fähigkeiten ebenfalls passive wie aktive und sportliche Betätigungen - das alles kann ohne Beeinträchtigung der sozialen Gerechtigkeit und der Umwelt „wachsen“. Ihr Wachstum würde aber zugleich dazu beitragen, das Bedürfnis nach umweltbelastenden Formen des Luxuskonsums zu verringern, weil „Konsum“, der mit eigener Aktivität verbunden ist, weit mehr und vor allem dauerhafter befriedigt als völlig passiver (zum Beispiel vor dem Fernsehgerät).

Letztlich hängt aber die Möglichkeit einer Abkehr von der Wachstumsgesellschaft davon ab, wie die *Arbeitswelt* organisiert ist. Wenn die *Qualität der Arbeit* durch die Möglichkeit, eigne Initiativen einzubringen und gute soziale Kontakte herzustellen, angehoben worden ist, verliert auch der Prestige- und Konsum einen erheblichen Teil seiner kompensatorischen Bedeutung. Darüber hinaus regt Arbeit, die Eigeninitiative ermöglicht, auch zu aktiver Nutzung der freien Zeit an, während abstumpfende, monotone Arbeit für die Freizeit oft nur noch die Fähigkeit zu passivem Konsum - von Fernsehfilmen, Alkohol oder dergleichen übrig läßt. Die total vernetzte „Informationsgesellschaft“ kann sowohl zu einer noch weitergehenden Passivierung der Menschen führen als auch - bei entsprechender aktiver Steuerung durch die Betroffenen - Chancen der aktiven Arbeitsgestaltung verbessern. Es gibt keine Fatalität der technischen Entwicklung, jedenfalls dann nicht, wenn die ökonomischen Zwänge durch bewußte, aktive, kreative Gestaltung der Betroffenen (mit Hilfe ihrer Organisationen) korrigiert werden.

Auf vielen Gebieten hat das industrielle Wachstum bereits sinnvolle Grenzen überschritten. Wir alle bezahlen das buchstäblich mit einer Verkürzung unserer Lebenserwartungen und mit einer (schwer meßbaren, aber deshalb nicht irrealen) Verminderung unserer Lebensqualität. Wenn man/frau nicht in unmittelbarer Stadtnähe Erholungsgebiete findet, sondern 50 Kilometer und mehr fahren muß, dann kostet das Zeit, zerstört abermals durch Straßenbau und Verkehrsdichte ruhige Wohngebiete und stellt doch - gemessen am Bruttosozialprodukt - einen „Fortschritt“ dar. Das Wachstum des Bruttosozialprodukts - Ökonomen wissen das seit langem, aber Politiker

verweisen noch immer stolz auf dieses - ist kein Gradmesser für eine Verbesserung der Lebensverhältnisse. Am drastischsten kann man das an Entwicklungen in der Dritten Welt studieren. Wenn tausend Kleinbauern, die ihre Familien selbst versorgten, durch zehn Plantagen ersetzt werden, auf denen ein Zehntel der ehemaligen Bauern als Lohnarbeiter beschäftigt sind, dann kann das betreffende Land eine gewaltige Steigerung des Bruttosozialprodukts registrieren, weil die Erzeugnisse dieser Plantagen auf den Markt kommen (und meist exportiert werden). Das Schicksal der 90 Prozent „freigesetzten“ bäuerlichen Bevölkerung hat sich aber keineswegs verbessert, sie ziehen als Slumbewohner in die gewaltig anschwellenden Städte. Was der Dritten Welt als Fortschritt angeboten wird, sah lange Zeit so ähnlich aus.

Zweihundert Jahre galt in Europa das Wirtschaftswachstum ohne jede nähere Qualifizierung als Inbegriff des „Fortschritts“. Dadurch ist heute — bei vielen - der Fortschritt selbst ins Gerede gekommen. Das muß aber nicht so sein. Es gilt lediglich, an die Stelle eines eindimensionalen, auf Wirtschaftswachstum ganz gleich welcher Art programmierten Fortschrittsbegriffs (auch Drogenkonsum, Tabakkonsum, vermehrter Bedarf an Unfallkrankenhäusern infolge von Autounfällen und so weiter stellt ja Wirtschaftswachstum dar) einen differenzierten Fortschrittsbegriff setzen. Fortschritt in Richtung auf Bildungshöhe, auf Fähigkeit zur Teilhabe an Kultur, auf Selbstbestimmung und demokratische Mitbestimmung und auf eine Qualität von Arbeit, die Initiative und Kreativität ermöglicht, ist dringend erwünscht. Solcher Fortschritt und solches qualitatives Wachstum macht aber zugleich das Streben nach Konsum „positioneller Güter“ überflüssig.

Es ging mir darum zu zeigen, wie Qualität von Arbeit, Befähigung zu aktiver Freizeitnutzung, Verringerung der Einkommensunterschiede und Verbesserung demokratischer Teilhaberrechte die notwendigen Voraussetzungen für eine Abkehr von der Wachstums- und Konsumgesellschaft sind. Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, wenn es ohne Zwang, das heißt aber ohne Abbau von Demokratie, zur Akzeptanz einer Zivilisation kommen soll, die nicht mehr mit Konsumversprechungen die latente Unzufriedenheit eines großen Teils der Bevölkerung kompensieren muß.

Ossip K. Flechtheim: Fortschrittsglaube und Ökosozialismus

Prof. Dr. Dr. Ossip K. Flechtheim, geb. 1909 in Nikolajew (Rußland), ist em. Professor für Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin.

Unter Fortschrittsglaube hat man in der Regel die Entwicklung des Menschen und der Menschheit zum Besseren und Wertvolleren, Höheren und Vollkommeneren im Verlaufe der Geschichte hier auf Erden verstanden. Die unvollkommene Vergangenheit und Gegenwart bilden so eigentlich nur den Auftakt zu einer besseren Zukunft. So wie im Verlauf der Geschichte und der Evolution der Arten sich höhere Lebewesen aus niederen entwickelt haben, so würde nun auch das höchste Lebewesen, der Mensch, immer mehr wenn nicht seine biologischen, so doch zumindest seine psychologischen, gesellschaftlichen und kulturellen Unvollkommenheiten, Schwächen und Fehler überwinden. Er würde die zunächst noch latent in ihm angelegten Kräfte und Fähigkeiten im Laufe seiner Geschichte aktualisieren und steigern.

Im 18. Jahrhundert war die Aufklärung ausgesprochen fortschrittsgläubig. Im 19. Jahrhundert, dem Jahrhundert der Wissenschaft, glaubte man im Westen ganz überwiegend an den Fortschritt. Liberales und demokratisches, radikales und sozialistisches Fortschrittsbewußtsein waren auf dem Vormarsch - konservative oder katholische, restaurative oder gar nihilistische Skepsis schien Außenseitern vorbehalten zu sein. Seit dem Ausbruch des Weltkrieges im Jahre 1914 wechselten hingegen optimistisch-fortschrittliche und pessimistisch-skeptische Zukunftsvorstellungen miteinander ab. Trotz Auschwitz und Hiroshima überschlug sich dann der Fortschrittsoptimismus nach dem Zweiten Weltkrieg. Sogar die Besiedelung der Planeten schien nur noch eine Zeitfrage zu sein. Würde der Mensch nicht schon bald zum absoluten Herrn über die Natur werden?

In dem langen Zeitraum von der Vollendung der ersten Stadtkulturen bis zum Beginn der Neuzeit hat der Mensch in einer durch eine stationäre Produktion und Technik charakterisierten Geschichtsepoche gelebt. Diese statische Gesellschaft war um so reicher an Erfindungen zur Tötung und Unterdrückung des Menschen (Krieg, Tortur und so weiter). Immerhin kannte sie aber auch bedeutsame religiöse, philosophische, künstlerische Leistungen, die freilich meist nur von einer Minderheit getragen waren und dieser zugute kamen.

Seit dem 18. Jahrhundert läuft der technische Zivilisationsprozeß immer rascher ab. So entsteht eine neuartige dynamische Industriegesellschaft (Kapitalismus), welche die Natur grundlegend verwandelt hat. Von England ausgehend breitet sich die Industrialisierung über die ganze Welt aus. Man spricht nun mit Recht von einer industriellen Revolution. Heute gipfelt die sogenannte dritte industrielle oder wissenschaftlich-technische Revolution in

der Atomphysik und Elektronik, in der Automation und Molekularbiologie. Alle zehn Jahre verdoppelt sich unser Wissen, dem wir es auch zu verdanken haben, daß nunmehr so manche Krankheit geheilt werden kann, daß sich die Lebensdauer und Bevölkerungszahl gesteigert haben, und in den Industrieländern immerhin die Mehrheit der Bevölkerung ein gewisses Maß an Wohlstand und Sicherheit erreicht hat. Diese wachsende Lebensquantität schien zunächst auch ein Mehr an Lebensqualität mit sich zu bringen.

Allerdings vergaß man dabei gerade auch auf der fortschrittlichen Linken nach dem Preis zu fragen, den einmal, wie so vieles in dieser Welt, gerade auch die Forcierung der Technik und der Naturwissenschaft gefordert hat. In demselben Jahr, in dem der erste Mensch den Mond betrat, um dort die Flagge der Vereinigten Staaten zu hissen, warnte der Generalsekretär der Vereinten Nationen vor der Gefährdung des ökologischen Gleichgewichts und unserer Lebensquellen.

In den siebziger Jahren schlug dann die Stimmung radikal um. Der Rüstungswetlauf konnte ebensowenig gestoppt werden wie das Elend in der Dritten und Vierten Welt oder die Bevölkerungsexplosion. Zu den ökonomischen Schwierigkeiten kam die ökologische Krise hinzu. Die moderne Wissenschaft und Technik wurden nun radikal in Frage gestellt. Der Glaube an die Zukunft wurde von einer Furcht vor den jüngsten Entwicklungen und einer allgemeinen Existenzangst überlagert. Was ist der Preis, den der Fortschritt stets gekostet hat, fragte man sich nun. Technik hieß ja immer auch Arbeit und Arbeitsteilung. Fluch und Segen der Arbeit sind so alte Themen wie diese selber. Machte erst die schöpferische Tätigkeit den Menschen zu einem Kulturwesen, so sollte er doch im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen. Wachsende Arbeitsteilung hieß bald nicht nur immer höhere Produktivität, sondern auch Vereinzelung und Ohnmacht, Entleerung und Persönlichkeitsverlust. Das hatte schon zu Beginn des technischen Zeitalters niemand anders als Schiller großartig formuliert: „Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus.“ Die Entfremdung der Arbeit des Menschen, seine Degradierung zum Objekt und zur Ware standen bei Hegel und insbesondere auch bei Marx im Mittelpunkt ihres Denkens. In unseren Tagen fungiert der Mensch nur allzu oft - etwa am Fließband - als Sklave der Maschine. In einem vollautomatisierten Betrieb wird er zu einem Rädchen in einer unübersehbaren und unkontrollierbaren Apparatur.

Die moderne Wissenschaft und Technik tragen das ihre dazu bei, daß die Wirtschaft im Westen allzu labil, im Osten dagegen allzu rigide geworden ist, daß sie sich überall immer mehr auf Quantität und nicht auf Qualität, auf kurzfristigen Verschleiß und nicht auf Konservierung der Ressourcen, auf Massenproduktion von Gütern und Menschen um jeden Preis ausrichtet. Den Hunger in der Dritten Welt wie aber auch die Repression rund um den Globus verdanken wir auch dem Umstand, daß unsere Supertechnik immer mehr ihren eigenen Weg geht, ohne sich den neuartigen Bedingungen unserer unterent-

wickelten Gesellschaft anzupassen. Schließlich sind Unsicherheit, Orientierungslosigkeit und Aggressivität des Menschen von heute auch die Kehrseite der ungezügelter Dynamik, die mit einer wachsenden Großräumigkeit, einer extremen Arbeitsteilung, einer sich verschärfenden Konfliktrichtigkeit unserer entpersönlichten und funktionalisierten Weltgesellschaft Hand in Hand geht. Nicht zuletzt steht diese unsere moderne Welt im Zeichen einer „unheiligen Allianz“ von Wissenschaft und technischem Fortschritt mit privatwirtschaftlichem Gewinnstreben im Westen beziehungsweise staatlicher oder staatswirtschaftlicher Machtmaximierung im Osten.

Wissenschaftler und Techniker tun selber alles, um das, was technisch machbar ist, in die Wirklichkeit umzusetzen. Freilich sind es primär wohl die in der Politik und Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur Tonangebenden und die von ihnen beeinflussten Organisationen und Institutionen, welche die Technik in ihren Dienst nehmen. Die Territorialstaaten und da vor allem die Weltmächte operieren mehr denn je auch als Militär- und Kriegsstaaten. Keiner von ihnen will darauf verzichten, seine Konflikte mit anderen Staaten eventuell militärisch auszutragen, wenn es nun einmal anders gar nicht gehen sollte. Daneben dient die Technik in der kapitalistisch strukturierten Wirtschaft wenn auch nicht ausschließlich, so doch weitgehendst der Gewinnsicherung und -maximierung, die etatistische oder „realsozialistische“ Wirtschaft konzentriert sich vor allem auf Machtabsicherung und -maximierung. Diese antiquierten Organisations- und Gesellschaftsformen tragen das ihre zur destruktiven Rolle der modernen Wissenschaft und Technik bei.

So dürfen wir die Wissenschaft und Technik keineswegs sich selber überlassen. Täten wir das, so würden wir allein aus ihnen nie die innige Verflechtung mit dem parochialen Staat und der privaten beziehungsweise einzelstaatlich organisierten Wirtschaft unsere Probleme zu lösen vermögen. Die weitere Verbesserung und Entwicklung von Wissenschaft und Technik in der bisherigen Richtung würden eine humane und globale Lösung eher erschweren. Der totale Vernichtungskrieg, die globale Umweltkatastrophe oder zumindest die Degradierung des Menschen zu einem reinen Roboter wären die Perspektiven, wenn wir alles, was technisch machbar ist und jeden Tag noch machbarer wird, hemmungslos weiter produzieren wollten.

Eine automatische Selbstregulierung einer stets komplexer werdenden Weltwirtschaft und -gesellschaft wird immer unmöglicher. Die im Kampf miteinander hegenden Übermächte und Militärstaaten tun alles, um die Umweltkrise zu verschärfen - durch den Verbrauch von Ressourcen für ihre sogenannte Verteidigung und durch den Abzug entscheidender materieller und humaner Energien von der Arbeit an der Lösung der globalen Menschheitsprobleme. Ähnlich forcieren die Wirtschaftssysteme mehr oder weniger überall Vergeudung und Verpestung. Daß die Chancen zur Lösung dieser stupenden Probleme nicht allzu groß sind, trägt zur wachsenden Zukunftsangst bei. Immer wieder stoßen wir auf neue beunruhigende Syndrome. Der Weltbank zufolge ist in den meisten Ländern der Lebensstandard in den letzten

Jahren eher zurückgegangen. In den USA erscheinen jetzt häufiger denn je Bücher über das Kommen eines neuen dunklen Zeitalters. Trotz aller kleinen Schritte in Richtung auf Abrüstung beschleunigt sich immer noch der Rüstungswettlauf von Tag zu Tag. Der Atomphysiker Leo Szilard hat daher wohl nicht zu Unrecht die Wahrscheinlichkeit für den gewaltsamen Untergang der Menschheit auf 85 Prozent veranschlagt, um freilich hinzuzufügen: „Aber ich lebe und kämpfe für die verbleibenden 15 Prozent.“

In dieser Situation müssen wir mehr denn je global denken und lokal handeln. So muß die Phantasie der Menschheit möglichst rasch mobilisiert, ihre Aktion unverzüglich organisiert werden. Insbesondere muß das Überleben global und langfristig geplant werden. Nur ein erfahrungsmäßig festzulegendes Maß an Planung kann uns vor dem Rückfall in primitive Barbarei und Brutalität retten - nur demokratische Planung kann uns einen planenden Totalitarismus, Neofaschismus oder Neocäsarismus ersparen. Über den alteingesessenen Egozentrismus und den immer mehr veraltenden Kapitalismus und Staatskommunismus hinaus müssen wir nach einem neuen dritten Weg suchen. Dieser dritte Weg verlief in Richtung auf einen globalen, humanen und frugalen Ökosozialismus. Heute mehr denn je kann keine Rede davon sein, daß der Sozialismus seinen Bankrott erklärt habe. Was sich heute etwa in der DDR und im Ostblock überhaupt abspielt, ist das Versagen des sogenannten realen Sozialismus, der in Wahrheit stets ein poststalinistischer Pseudosozialismus war. Die gewaltfreie Revolution, die wir heute erleben, ist eher ein wichtiges Element des Fortschritts in Richtung auf einen neuen, freilich frugalen Global-, Human- und Ökosozialismus.

Helga Grebing: Fortschritt - Drei Thesen und drei Beispiele*

Prof. Dr. Helga Grebing, geb. 1930 in Berlin, leitet das Institut zur Erforschung der europäischen Arbeiterbewegung an der Ruhr-Universität Bochum.

Drei Thesen über den Fortschritt

1. Wer sich wie ich im Laufe des Jahres 1989 in verschiedenen europäischen Hauptstädten - Stockholm, Kopenhagen, Brüssel, Bonn, Ost-Berlin, Wien, Budapest und Warschau - zum Kennenlernen der zeitgenössischen Trends aufgehalten hat, der leidet nicht an einem Mangel an Motivation, Fortschritt noch lange nicht an ein Ende gekommen zu sehen. Im Gegenteil: der kann nur hoffen, daß Fortschritt sein wird - weiter, erneut, erst recht oder überhaupt erst einmal.

* Geschrieben Mitte Dezember 1989

2. Historisch gehören Fortschritt und Emanzipation zusammen, und wenn man der Auffassung ist, daß die Geschichte der Emanzipation noch nicht zu Ende gegangen sein kann, dann hat auch Fortschritt eine Zukunft. Und da sich der Sozialismus als eine der stärksten emanzipatorischen Ideen der europäischen Geistesgeschichte erwiesen hat, ist auch er keineswegs am Ende, mögen auch solche Sätze von der triumphierenden Rechten aller Schattierungen als blank gescheuerter Utopismus oder als typisch linker Voluntarismus abgetan werden.

3. Wer wie ich dennoch mit guten Gründen entschlossen ist, mit dem Begriff Fortschritt weiter in einem positiv-optimistischen Verständnis umzugehen, kann darauf verweisen, daß der Begriff in seiner quantitativen Verkürzung dem ursprünglichen Inhalt schon lange nicht mehr entsprach. „Fortschreiten“ sollten die Menschen auf den Pfaden einer humanen, des Menschen und der Natur würdigen, sozial gerechten, not- und furchtfreien Gestaltung ihres Zusammenlebens. „Ohne diesen Fortschritt hätte der Rückschritt freie Bahn“ - heißt es folgerichtig im neuen SPD-Programm.

Drei Beispiele für den Fortschritt, den ich meine.

1. Nationalismus. Fortschritt muß sein (da hat beinahe schon der Rückschritt freie Bahn) in der Reflexion unserer nationalen Identität. Die Deutschen sind hier wie dort nach 1945 zu schnell fertig geworden mit der unabtragbaren Last ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit. Und nun wird es „doch immer schlimmer, je länger es her ist.“¹ Marcel Reich-Ranicki, unser jüdischer Mitbürger, der sich gegen jede Vereinnahmung sperrt und von sich sagt: „Ich bin kein Deutscher, und ich werde es nie sein“, läßt das Problem keine Ruhe, „daß Auschwitz hier in diesem Land umgelogen wird“.² In „diesem Land“ nur? Christa Wolf hat auf die SED-„Sieger der Geschichte“ aufmerksam gemacht.³ Diese haben, verbrämt mit ihrem falschen Antifaschismus-Pathos, durch das Postulat der „Parteilichkeit“ und der „Linientreue“ einen traurigen Ersatz für die wirkliche Auseinandersetzung mit der gesamtdeutschen Vergangenheit in ihrem Lande installiert. Nun werden wir sie noch zu spüren bekommen: den untergründigen Neo-Faschismus, die Fremdenfeindlichkeit, die kleinbürgerlichen Sündenbockreaktionen und den unaufgeklärten Nationalstolz, die wir schon aus diesem unserem Lande kennen.

Peter Glotz gehört zu der Minderheit, die sich (wie ich ebenfalls) eingebildet hat, die Deutschen hätten „das verfluchte nationale Prinzip sozusagen stellvertretend zu Ende gelebt“.⁴ Statt dessen sieht man sich einer Großen nationalen

1 So bereits 1947 die Schriftstellerin und Kulturredakteurin der „Berliner Zeitung“ Susanne Kerckhoff (in „Ulenspiegel“ vom 20. 6. 1947), die sich 32jährig im März 1950 in Ost-Berlin nicht nur aus persönlichen Motiven, sondern auch aus politischer Deilulusionierung das Leben nahm. Das zu Walter Janka, Schwierigkeiten mit der Wahrheit. Reinbeck 1989, S. 52.

2 Marcel Reich-Ranicki in: Die Zeit vom 15. 9. 1989.

3 Christa Wolf, Denken, streiten, handeln, in: Wochenpost Nr. 43/1989.

4 Peter Glotz, Die deutschen Rechte. Stuttgart 1989, S. 153.

Koalition gegenüber, die bisher getrennte Welten zu umspannen scheint. Martin Walser beklagt, daß wir es nicht wagen, dem mit uns befreundeten Ausland zu sagen, daß die Menschen in der DDR „unsere Landsleute sind, Deutsche nämlich“.⁵ Egon Bahr war schon länger der Meinung, es werde nun „langsam unsere eigene Sache, sich um unsere eigene Sache zu kümmern“: „dieses große deutsche Volk“ habe ein Recht auf Selbstbestimmung „wie alle anderen Völker in Europa auch“.⁶ Der Rheinische Merkur/Christ und Welt kartet nach: „Geteilt zu bleiben, ist nicht die Bestimmung der Deutschen. (...) Die Deutschen ... haben ein Recht, zum erstenmal in ihrer Geschichte unter den Bedingungen einer modernen Demokratie sich als Nation zu erproben.“⁷ (Wozu sie nach 1918 bereits die Gelegenheit gehabt hätten!) Brigitte Seebacher-Brandt wirft in der FAZ den Linken in der Bundesrepublik vor, ihr Selbstverständnis schließe den Stolz auf die deutsche Nachkriegsdemokratie nicht ein, und die Zweistaatlichkeit gelte ihr „heute als Strafe für alles, was Deutschland der Welt angetan hat“.⁸ Für Helmut Kohl hegt ein „Zusammenwachsen“ zu einem „wiedervereinigten Deutschland“ in der „Kontinuität der deutschen Geschichte“,⁹ während er doch als Bundeskanzler wissen mußte, daß im Grundgesetz weder von Wiedervereinigung noch von einem deutschen Nationalstaat die Rede ist, sondern von der Einheit und Freiheit Deutschlands, und als Historiker, daß ein deutscher Nationalstaat in der Geschichte der Deutschen eine Ausnahme gewesen ist.

Und „das Volk der DDR?“ Stehen die basisdemokratisch-sozialistischen Kräfte tatsächlich für „das Volk“, das nicht „vom Stalinregen in die großdeutsche Traufe“¹⁰ geraten will? Oder sind das Volk jene „Deutschland, einig (etwa sogar: heilig?) Vaterland“-Rufer, deren Töne nicht nur unsereins die Schauer über den Rücken jagen. Denn von den Polen wissen wir, daß die Angst vor den Deutschen als Integrationsfaktor selbst in den schlimmsten kommunistischen Zeiten noch wirkte. Und wohin könnte morgen die doppelte Angst vor den Deutsch-Deutschen die verwundete nationalstolze polnische Seele, die immer noch keine deutsche Minderheit in ihrem Lande anerkennt, treiben? Da scheinen die Ungarn als einstiger Teil des „felix austria“ besser dran zu sein in ihrem frohgemuten Drang am liebsten „Heim ins Reich“, wäre da nicht das vernünftige Augenmaß des europäisch gewordenen Österreich.

Fortschritt wäre: zur Befestigung der Aussöhnung mit Polen die deutlichste Bestätigung der polnischen Westgrenze; als Voraussetzung für Freiheit und Reformen in der DDR vielleicht sogar (zunächst) der formelle Verzicht auf die Einheit Deutschlands (nachdem die Freiheit erkämpft ist) und endgültige Anerkennung der DDR; und ein neues mitteleuropäisches Denken, das die schwierige Orts- und Identitätsbestimmung der Deutschen hier wie dort über

5 Martin Walser, Kurz in Dresden, in: Die Zeit vom 20.10.1989.

6 Theo Sommer im Gespräch mit Egon Bahr, in: Die Zeit vom 1. 9.1989.

7 Zitiert „Nation in der Bewährung“, in: Süddeutsche Zeitung vom 18./19.11.1989.

8 Brigitte Seebacher-Brandt, Die Linke und die Einheit, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 21.11.1989.

9 Kohls Zehn-Punkte-Programm, in: Süddeutsche Zeitung vom 29.11.1989.

10 So ein Transparent während einer Leipziger Montagsdemonstration.

nationalstaatliche Begrenzungen hinausweist und Europa nicht auf seinen westlichen Teil beschränkt.

2. Demokratie. Fortschritt muß sein (damit der Rückschritt keine Chance bekommt) in der europaweiten Akzeptanz der Demokratie als gesellschaftliches Gestaltungsprinzip. Wenn der Kapellmeister des Leipziger Gewandhausorchesters Kurt Masur lakonisch feststellt: „Wir sind in Opportunismus trainiert, sehr lange trainiert“¹¹, so gilt dies gewiß nicht nur für die Menschen in der DDR. Und wenn Christa Wolf von einer Frau, die gerade so alt ist wie die DDR, berichtet, sie habe auf die Aufforderung, offen und deutlich ihre Meinung zu sagen, sich nicht einschüchtern zu lassen und nichts gegen ihr Gewissen zu tun, geantwortet: „Das haben wir nicht gelernt“,¹² so gilt dies wiederum nicht nur für die Menschen in der DDR. Beide, Christa Wolf und Kurt Masur, teilen dennoch die Hoffnung, daß die Übung des aufrechten Ganges nicht mehr wegzudenken sein wird, mögen auch, wie Christa Wolf meint, die Spuren „von Entmündigung in vielen Menschen... nachhaltiger weiterwirken als, zum Beispiel, ökonomische Verzerrungen“. Auch Monika Maron nennt den „Wandel einer klagenden, deprimierten Masse in ein mutiges Volk“ etwas Wunderbares und hofft, „daß das Volk die Schmerzen und die Schande des gebeugten Ganges nicht vergißt“.¹³

Emotional unterfüttertes Aufbegehren gegen eine Regierung, die am liebsten ihr Volk abschaffen und sich ein anderes zulegen wollte, ist eines; das Durchhalten des langen Atems, den revolutionäre Gestaltungskraft braucht, das andere, wie wir aus dem revolutionären Teil unserer Geschichte wissen. Gewiß bedeutet es nicht wenig, wenn Kommunisten heute überzeugt sind, daß es in ihrer Lage nun darauf ankäme, das andere, bisher unterdrückte Erbe der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung wieder oder überhaupt erst in ihr Bewußtsein zu holen. Und gewiß ist es beachtenswert, wenn sie den Pluralismus der Motivationen für die „sozialistische Demokratie“ postulieren und sich künftig von „den sozialen Werten und Idealen des wissenschaftlichen Sozialismus, den demokratischen Traditionen der deutschen Arbeiterbewegung und den humanistischen Werten christlicher Ethik und Moral“ leiten lassen wollen.¹⁴

Aber leicht gesagt ist noch lange nicht wirklich getan. Und manche Art des Ablegens von Meinungen und des Abservierens von ausgedienter Nomenklatura ist „typisch für den alten Stil“, meint Wolfgang Harich, der es für alles andere als demokratisch hält, den Altstalinisten einfach „das Wort zu entziehen“ in einem demokratisch-pluralistischen Spektrum.¹⁵ Daß Freiheitsbewegungen nicht davor gefeit sind, mit umgekehrten Vorzeichen dasselbe zu

11 Kurt Masur, „Man darf nicht schon wieder verfälschen“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 21. 11. 1989

12 Vgl Anm 3

13 Monika Maron, Ich war ein antifaschistisches Kind, in Die Zeit vom 1 12 1989

14 Vgl das Diskussionspapier der (FDGB)Gewerkschaftshochschule „Fritz Heckens“ (Bernau), in Tribüne vom 1 11 1989

15 SZ Gespräch mit Wolfgang Harich, in Süddeutsche Zeitung vom 23 11 1989

tun, was zu bekämpfen sie angetreten sind, wissen wir nicht nur aus der Geschichte: Anzeichen einer kleriko-autoritären Verfremdung demokratischer Impulse im freien Polen lassen aufmerken.

Fortschritt wäre, daß dieses schöne Bild, das die Menschen in Leipzig und Berlin, in Danzig und Warschau, in Budapest und nun auch in Prag von sich geschaffen haben,¹⁶ von ihnen selbst nicht vergessen wird, ja mehr noch: daß dieses schöne Bild ausstrahlt auf das westliche Europa, überall dort, wo es an der Zeit wäre, daß das Volk, das wir sind, wieder von sich hören ließe.

3. Sozialismus. Fortschritt müßte sein (um den drohenden Rückschritt zu verhindern) in der Akzeptanz „der Pflicht“, „das Wort Sozialismus so zu definieren, daß dieser Begriff wieder ein annehmbares Lebensideal für unser Volk wird“, wie Dresdner Schauspieler einforderten.¹⁷ Monika Maron und Brigitte Seebacher-Brandt haben recht, wenn die eine sich von den westdeutschen Linken distanziert, die „um die Utopie DDR“ trauern, und die andere feststellt, daß die „gesamtdeutsche Losung, einst eine antikapitalistische Zuflucht der Linken“, der Vergangenheit angehört. Inzwischen ist auch von DDR-Reformern begriffen, „daß nicht alle Menschen in diesem Land auf einen reformierten Sozialismus hoffen“.¹⁸ Demgegenüber wirkt das Postulat der Heym-Gruppe bereits wie eine Beschwörung: Die DDR müsse „als sozialistische Alternative zur kapitalistischen BRD erhalten bleiben“.¹⁹

Daß sich endlich über die Entwicklung in der DDR ein „dritter Weg“ abzeichnen könnte, läßt sich nicht behaupten, eher könnte man die DDR in eine Mischwirtschaft zwischen Staats- und Privatunternehmen mit dirigistischem Einschlag wie in Frankreich steuern sehen.²⁰ Aber warum soll es deshalb keinen Fortschritt mehr in Sachen Sozialismus geben, nachdem der demokratische Sozialismus der europäischen Sozialdemokraten und besonders der SPD bereits eine große Bedeutung für den Wandel in Polen, im Osten überhaupt und auch innerhalb der Kommunistischen Parteien gehabt hat? Folgen wir bei der Beantwortung dieser Frage einem aufgeklärten Konservativen, Wolf Jobst Siedler: „Ich habe es nie begriffen, daß man den Sprachgebrauch des Osten übernommen hat und von den „sozialistischen Ländern“ spricht. (. . .) Und der Sozialismus soll am Ende sein, weil diese Staatsbürokratie gescheitert ist; (. . .) Warum, um Himmels willen, soll denn der Sozialismus am Ende sein? Er ist mitten in der Verwirklichung, nur in anderer Form, als sich das seine Väter einst vorstellten.“²¹

16 Die Paraphrase vom „schönen Bild“ stammt von Monika Maron

17 Zitiert bei Martin Walser (s. Anm. 5)

18 So der DDR-Regisseur Roland Steiner, zitiert bei Wilhelm Roth, Neue Bilder aus einer neuen DDR, in Süddeutsche Zeitung vom 5. 12. 1989

19 Appell von Kunstlern, Wissenschaftlern und Kirchenleuten der DDR, zitiert in Süddeutsche Zeitung vom 29. 11. 1989

20 Vgl. z. B. Dieter Schröder, Kleinkarierte Keilerei, in Süddeutsche Zeitung vom 28. 11. 1989

21 Wolf Jobst Siedler, Der Sozialismus hat gesiegt. Zeit-Umfrage, sechste Folge über „Ist der Sozialismus am Ende“, in Die Zeit vom 3. 11. 1989

Fortschritt wäre, wenn umstandslos Abschied genommen würde von jedweder Form der „Machbarkeit“ von Sozialismus. Der humane Inhalt des Sozialismus kann nur als ein demokratischer Prozeß hin zu einer solidarischen Gesellschaft umgesetzt werden. Insofern bleibt der Sozialismus „dauernde Aufgabe“ und regulatives Prinzip emanzipatorischen Fortschritts zugleich.

Jürgen Kuczynski: Der Fortschritt ist nicht am Ende

Prof. Dr. Jürgen Kuczynski, geb. 1904 in Elberfeld, ist em. Professor für Wirtschaftsgeschichte an der Humboldt-Universität in Ost-Berlin.

In den Vereinigten Staaten gibt es heute eine Gruppe von Gesellschaftswissenschaftlern, die meinen, daß „die Geschichte ihr Ende erreicht“ hätte, denn eine höhere Gesellschaftsform als die gegenwärtig in den USA erreichte sei nicht denkbar.

Stets hat es nostalgische Romantiker gegeben, die eine Rückkehr in „das einfachere Leben der Vergangenheit“ gefordert haben.

Gerade heute wenden sich viele zumindest gegen den weiteren wissenschaftlich-technischen Fortschritt, da er die Natur, oft auch einschließlich der Natur des Menschen, zerstöre.

Was die erste Gruppe betrifft, so fallen die Gegenargumente von Millionen Arbeitslosen, Hunderttausenden von alten, kranken, invaliden Menschen in den USA, die oft hungern müssen, ja nicht selten auch obdachlos sind, wohl so stark ins Gewicht, daß man diese Gruppe, wenn man es human-freundlich formulieren will, wogegen ich bin, als völlig lebensfremd charakterisieren sollte.

Die zweite Gruppe kann man als völlig entfremdet der vergangenen Geschichte, ohne jede Kenntnis des Alltags in der Vergangenheit, bezeichnen.

Die schärfste Antwort an die dritte Gruppe hat Lenin gegeben, als er den „Zustand der Produktivkräfte“ als das „Hauptkriterium der gesamten gesellschaftlichen Entwicklung“ bezeichnete.¹

Lenin folgte damit einer Vision von Marx, nach der die Menschen einst auf Grund des wissenschaftlich-technischen Fortschritts nur noch kurze Zeit ihres Lebens als Wächter, Kontrolleure und Reparaturarbeiter in vollautomatischen Betrieben zur Befriedigung der Grundbedürfnisse der Gesellschaft arbeiten würden - meinen Studenten hatte ich immer erklärt, etwa 2 Jahre wie heute beim Militärdienst -, und der Rest ihres Lebens würde, eben auf

¹ W.I. Lenin, Werke Bd. 32, Berlin 1961, S 239.

Grund der hohen Entwicklung der Produktivkräfte, Freizeit sein. In dieser Freizeit würde man natürlich auch arbeiten, ganz intensiv sogar, meint Marx, aber auf Gebieten, die den Fähigkeiten eines jeden entsprechen. Man würde in dieser viele Jahrzehnte langen Freizeit vielleicht auch verschiedene Berufe haben und etwa als Wissenschaftler und Kunstschler oder als Schriftsteller und Kunstgärtner wirken.²

Diese Vision des wissenschaftlich-technischen Fortschritts schließt gleichzeitig den sozialen und kulturellen Fortschritt ohne Ende ein. Wenn Marx einmal sagt, einst würde man den Reichtum der Staaten an ihrer Freizeit messen³, dann bedeutet das: Fortschritt der sozialen und geistigen Kultur auf der Basis der Entwicklung der Produktivkräfte ohne Ende.

Ich meine, was den wissenschaftlich-technischen Fortschritt betrifft, so sollte er kein Ende haben - aber nur insofern, als er ohne Schaden für die Natur, wenn möglich sie gar zu weiterer Entwicklung bringend, stattfindet.

Darum kann es auch kein Ende in dem Fortschritt der Wissenschaft und Technik als Basis des Fortschritts der Produktivkräfte geben. Für die Unendlichkeit des Fortschritts in der Wissenschaft gibt es auch noch einen zweiten überaus wichtigen Grund: Niemals werden die Menschen alle Wahrheiten gefunden haben und gar manche Wahrheiten stets nur unvollständig erfassen können.

Nein, niemals werden wir „am Ende des Fortschritts“ sein - vor allem auch nicht in der Entwicklung des Menschen sowohl als nützliches und charaktervolles Wesen der Gesellschaft wie auch in seiner allgemeinen Bildung. Also auf allen Gebieten Fortschritt ohne Ende?

Keineswegs! Es gibt Gebiete der menschlichen Tätigkeit, auf denen in den letzten mehr als zweitausend Jahren überhaupt kein Fortschritt stattgefunden hat. Ich meine damit nicht Gebiete, auf denen das bedauerlich ist - wie etwa die stete Verwandlung von Verwaltung in Bürokratie oder etwa die Beseitigung von Kriminalität. Hier gibt es keinen Fortschritt, aber es müßte einen Fortschritt mit einem glücklichen Ende geben. Bisher hat noch keine Gesellschaftsordnung, auch nicht die sozialistische in ihrem bisherigen Anfangsstadium, in dieser Beziehung wirklichen Fortschritt gebracht.

Was ich meine, sind Gebiete, auf denen große Wandlungen stattgefunden haben, ohne daß man sie als Fortschritt bezeichnen kann. Niemand kann oder sollte, meiner Meinung nach, behaupten, daß Shakespeare einen Fortschritt gegenüber den antiken griechischen Tragödiendichtern darstellt, oder daß die schönsten Werke der Architektur der Gotik einen Fortschritt gegenüber dem Pergamon-Altar wie dem Colosseum bedeuten oder die Liebeslyrik der Romantik einen Fortschritt gegenüber der der Antike. Alle hier genannten Werke sind einzig in ihrer Art, wir bewundern sie deshalb, können aber nicht

² Vgl. dazu K. Marx, Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie. Berlin 1953, S. 505, 592 ff, 599,301.

³ Vgl. K. Marx, Theorien über den Mehrwert. Marx/Engels Werke, Bd. 26, Dritter Teil, Berlin 1968, S. 251 f.

feststellen, daß eines einen Fortschritt (oder Rückschritt) gegenüber dem anderen darstellt. In gewisser Weise gilt das auch für die Kochkunst.

Ja, auf gar manchen Gebieten erwarten wir einen Fortschritt ohne Ende. Ja, auf gar manchen Gebieten erwarten wir, daß endlich ein Fortschritt geschieht, der hoffentlich in nicht allzuferner Zukunft ein glückliches Ende hat.

Aber auf gar manchen Gebieten erwarten wir keinen Fortschritt, sondern eine wunderbare Leistung neben (!) der anderen.

Oskar Negt: Fortschritt heißt: Aufarbeitung der Vergangenheit

Prof. Dr. Oskar Negt, geb. 1934 in Königsberg/Ostproußen, war von 1959 bis 1961 Leiter der DGB-Bundesschule in Oberursel, danach Mitarbeiter der Bildungsabteilung beim Vorstand der IG Metall. Seit 1970 lehrt er Soziologie an der Technischen Universität Hannover.

Die Idee des *Fortschritts* gehört zweifellos zu den ältesten und bewegendsten Errungenschaften des bürgerlichen Zeitalters: Fortschritt heißt im Ursprung: Überwindung von Vorurteilen, Herstellung von Mündigkeit und kritischer Urteilskraft! Heute ist dieser Begriff derart diskreditiert, daß ihm kaum einer noch positiv, ohne entschuldigende Ergänzungen, wie er *eigentlich* gemeint sei, zu gebrauchen wagt. Im Munde von wirtschaftspolitischen Hurra-Patrioten, die nicht müde werden, uns herrliche Zeiten in ihren Technologie-Visionen anzukündigen, klingt er geradezu zynisch.

Wie alle großen Begriffe der modernen Emanzipationsgeschichte hat auch dieser seine Unschuld verloren und sich in eine Tragik verwickelt; man kann ja auch nicht davon sprechen, daß Freiheit oder Brüderlichkeit *ungebrochen* in unser Zeitalter gekommen wären. Terroristische Gesinnungsgemeinschaften sind allenthalben am Werk gewesen, sie haben auch das stolze Wort des „Genossen“ und der „Solidarität“ herabgewürdigt.

Wie soll man also mit diesem symbolbesetzten Begriff überhaupt noch zurechtkommen? Eines scheint sicher zu sein: Eine Metaphysik der Stufenfolgen, etwa im Sinne einer festgelegten Rangordnung von Gesellschaftsordnungen, in der das jeweils Folgende das Vorangegangene zur ausgestandenen Geschichte macht, widerspricht jeder lebendigen Gegenwartserfahrung. *Fortschritt*, der mehr bedeutet, als die bloße Akkumulation technischer Mittel, ist kein kontinuierlicher Weg nach vorne, ohne Neben- und Abwege. Die reflektierte Verarbeitung des Faschismus hatte einen Augenblick lang diese an zweckrationalen Gleichungen gebildete Fortschrittsidee, der nur noch Restriktionen nachhängen, in Frage gestellt. Niemand konnte sich so recht erklären,

wie die so hochgerühmte bürgerliche Kultur plötzlich in Barbarei umschlagen konnte. Nur wenige gingen freilich der Sache auf den Grund und wagten zu radikalieren, was sie unmittelbar erfahren hatten: kein Dokument der Kultur sei je aufgefunden worden, das nicht gleichzeitig eines der Barbarei gewesen wäre.

Die *Dialektik der Aufklärung* bestand darin, die gegenläufigen Entwicklungen im Fortschritt selber kenntlich zu machen. Fortschritt und Regression, Vorwärtsentwicklung und Wiederkehr des Alten — das sind sich bedingende Seiten desselben Sachverhalts einer Kultur, der die Maßverhältnisse des organischen Austragens der Widersprüche verloren gegangen sind. In der Konkurrenz der Beschleunigungen ist die Zerstörung *qualitativer* Zeitstrukturen angelegt, ohne die Fortschritt *zur Abstraktion*, zur todbringenden Kraft des Zerreißen von menschlichen Lebenszusammenhängen wird. Die unverwechselbar humane Idee des Fortschritts kann heute nur noch den Sinngehalt haben, daß die *unausgestandenen Probleme der Vergangenheit*, das *Unabgeholte*, wie Bloch es nennen würde, in einem langwierigen, mit Willen und Bewußtsein kollektiv vollzogenen Prozeß verarbeitet und Lösungen nähergebracht werden. Derselbe Philosoph hat einmal gesagt: „Geschichte wiederholt sich nicht; wo aber etwas nicht Geschichte wurde, wiederholt sie sich durchaus.“ Das ist das Problem, mit dem wir es in der Neubewertung des Fortschrittbegriffs zu tun haben. Denn die *Träume* der Menschen haben offensichtlich eine härtere und festere Konsistenz als Mauern, Staatsapparate und Überwachungssysteme. Diese Träume konsequent einzuklagen, wäre wesentliches Merkmal einer *Realpolitik des Fortschritts*. Die ungelösten Probleme der geschichtlichen Vergangenheit holen uns fortwährend ein. Was sich gegenwärtig im Ostblock abspielt, zeigt überdeutlich, wie prunkartige Machtbeispiele eines angeblichen Fortschreitens der Menschheit - ob es sich nun um protzige Überlegenheitsrituale gesellschaftlicher Systeme oder die von Menschen handelt - von einem Tag auf den anderen ihre absolute Nichtigkeit erweisen, wenn elementare Rechte und Lebensbedürfnisse der Menschen verletzt werden.

Sozialismus war für Marx eine Gesellschaftsordnung des objektiven und subjektiven Reichtums - eben auch des *subjektiven*, denn ohne eine entwickelte kritische Urteilskraft, ohne Verantwortungsbewußtsein und aufrechten Gang würde sich letztlich nur die alte Misere der Herrschaft des Menschen über den Menschen wiederholen. Der Sozialismus brachte gleichsam die bürgerlich-kapitalistische Ernte ein, die auf dem Felde der bestehenden Ordnung zu verrotten drohte. Die nachzuholende *Industrialisierung* konnte für die eigene Bevölkerung den sozialistischen Schein der Überlegenheit der Gesamtordnung allerdings nur solange aufrechterhalten, wie diese Systeme sich von den westlichen Gesellschaften hermetisch abriegelten. Die Gleichsetzung von Genesis und Geltung einer Sache wird zunehmend als betrügerisches Herrschaftsmanöver durchschaubar.

Und dennoch: *Gewerkschaften* sind heute nicht schon einfach deshalb überholt, weil sie in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung, also unter Klassen-

bedingungen, entstanden sind. Vielmehr haben sie solange geschichtliche Geltung und legitime Aufgaben, wie es Interessenwidersprüche gibt und Systeme entfremdeter Arbeit fortexistieren - also noch sehr lange! Das *bürgerliche Rechtssystem* ist nur aufhebbar in einer Rechtsgemeinschaft, die wirkungsvoller die Menschenrechte realisiert, nicht unterhalb dieses Niveaus. Freie, direkte und geheime Wahlen als Medien des unzensierten politischen Votums der Menschen bleiben solange Bestandteil politischer Kultur, wie es Herrschaft und gesellschaftliche Konflikte gibt. Nichts läßt sich durch staatliches Dekret aus der Welt schaffen, nicht einmahl mit Gewalt. Wer die *Waffe der Kritik* dem Polizeiarsenal der *Ausgrenzungen* und *Verdrängungen* unterordnet, der wird damit rechnen müssen, ganz von vorne anzufangen; das Verdrängte tritt nur um so mächtiger auf, wie Nationalitätenkonflikte und religiöse Bewegungen zeigen.

Mit anderen Worten: was wirklicher Fortschritt sein könnte, besteht heute meist in der Bewahrung des vergessenen und verdrängten Alten; einer unverstümmelten Natur, der Würde des Menschen, politischer Beteiligungen. Es ist die aufgeklärte Rückbesinnung zu erprobten Formen des Gemeinwesens, wie es sie in der einen oder anderen Hinsicht immer schon einmal gegeben hat. Wo sich die *Fortschrittsidee* aus dem kollektiven Gedächtnis der Menschen gelöst hat, ist sie bereits geopfert - geopfert einer strammen Legitimation von Herrschaft und Unterdrückung. Das Abtöten des Vergangenen führt zum Schreckbild einer Menschheit ohne Erinnerung: Erinnerungslosigkeit und technologische Verengung des Fortschritts bedingen sich; darin, in dieser Rückbiegung des Fortschritts zum Mythos, der von der ewigen Wiederkehr des Gleichen, der Aufzehrung der Kategorie des Neuen lebt, unterscheiden sich gegenwärtig westliche Gesellschaftsordnungen von östlichen in keinem einzigen Punkte. *Der endlose Fortschritt ist am Ende*; der unabdingbare Neuanfang macht jedoch nur geringe „Fortschritte“.

Harry Pross: „Informationsgesellschaft“ als globaler Tele-Zoo

Prof. Dr. Harry Pross, geb. 1923 in Karlsruhe, ist em. Professor für Publizistik an der Freien Universität Berlin.

I.

„Fortschritt“ heißt immer Abschied mit Ungewisser Ankunft. Wer fortschreiten will, muß etwas zurücklassen, „hinter sich lassen“ und riskieren, daß das Neue, auf das er zugeht, seinen gedanklichen Vorwegnahmen nicht entspricht. Deshalb ist „Fortschritt“ ein anderer Name für Risiko des Irrtums, und

weil das so ist, tut man gut daran, die Richtung, in der man gehen will, vorher abzustecken, um sich nicht im Chaos zu verlieren. Darum sind Programme und deren Diskussion für Fortschrittsparteien sehr viel wichtiger als für Konservative, die am Bekannten festhalten wollen, oder für Laissez-faire-Gruppen, die sich und es treiben lassen und sich herauszufischen suchen, was Vorteil verspricht.

Alle Richtungen aber hängen von Mitteilungen ab, nach denen sie ihre Vorstellungen richten können, von Nachrichten also, und ihre Vorstellung vom Fortschritt ist eine Antwort auf die Mitteilungen, die sie empfangen, die wiederum in ihrer Formulierung, ihrem Umfang, ihrer Zeitigkeit von den Kommunikationsmitteln („Medien“) bestimmt werden, die sie transportieren: Eine „vertrauliche“ Mitteilung, ins Ohr geflüstert, hat einen anderen Stellenwert als ein Kanzelwort, dieses einen anderen als ein Kanzlerwort im Fernsehen, Leitartikel in der Tageszeitung, Schlagzeile im Boulevardblatt, Radionachrichten und so weiter. Das „Wie“ der Präsentation entscheidet darüber, „was“ aufgenommen wird, und ob es früher oder später vergessen wird.

II.

Letzthin ist viel von „Informationsgesellschaft“ die Rede, weil die technischen Fortschritte der elektrischen Industrie einen Namen für ihren globalen Anspruch brauchen. Tatsächlich wird mit der Verfügbarkeit von Solarenergie die von Europa und Nordamerika ausgegangene Elektrifizierung der menschlichen Gesellschaft einen Punkt erreichen, an dem die Zeichen des „neuen Stadiums des Kapitalismus“ (Werner Sombart, 1903) auch dort empfangen werden können, wo es keine elektrifizierte Grundstruktur gibt. An ihr arbeitet die „Kommunikationsindustrie“, von der Experten des Bankgeschäftes sagen, sie werde im neuen Jahrzehnt die Automobilindustrie vom ersten Platz der Industrien verdrängen.

„Informationsgesellschaft“ heißt aber nicht, daß *jedermann* informiert sei im sozialwissenschaftlichen Sinne von „Nachricht“ als Mitteilung, nach der man sein Denken und Handeln richten kann. Informationsgesellschaft heißt, daß mittels elektronischer Rechner umfangreiche und komplizierte Probleme bearbeitet werden können, sofern die entsprechenden Einrichtungen vorhanden und die zu ihrer Nutzung erforderlichen Zeichensysteme gelernt sind. Dabei entstehen durch die Sammlung von Daten in „Datenbanken“ nur schwer kontrollierbare Informationsvorteile ihrer Inhaber, die zu juristischen Konstruktionen wie „Datenschutzbeauftragten“ geführt haben. Andererseits zeitigt die Undurchsichtigkeit der apparativen Zusammenhänge funktionalistische Ignoranz in der computerisierten Arbeitswelt.

„Sollte sich ein solcher Trend zu mechanistisch-reproduktivem Computereinsatz mit einer darauf ausgerichteten Ausbildung durchsetzen“, warnte der schweizerische Wirtschaftspädagoge Rolf Dubs, „so wäre langfristig der insgesamt positiv zu wertende Computereinsatz aus mehreren Gründen zum Schei-

tern verurteilt. Erstens gäbe es zwei Schichten von Mitarbeitern, die *Reproduktiven*, die nur vollziehen, und die *Ganzheitlichen*, die alles Interessante tun. Dies muß über kurz oder lang zu tiefgreifenden Spannungen in unserer Arbeitswelt führen. Zweitens wird sich bei den Reproduktiven längerfristig weder ein größeres Interesse an der Arbeit noch eine Berufsmotivation aufbauen lassen, was die Produktivität der Arbeit behindert. Und drittens dürften die Monotonieprobleme rasch effizienzhemmend wirken."¹

Dubs sieht also die Entfremdungsproblematik der Industriearbeit in die „Informationsgesellschaft“ übertragen und unterscheidet sich hierin (wenn auch sonst!) nicht wesentlich von der Kritik, die schon früher der amerikanische Computerwissenschaftler Joseph Weizenbaum am „Imperialismus der instrumenteilen Vernunft“ geübt hat. Sie erinnert an Horkheimer/Adornos „Kritik“ von 1947; ursprünglich aber an Kants Feststellung, daß Kritik nicht *durch* sondern auch *an* Vernunft geübt werden muß, wenn Vernunft *sein* soll.²

III.

Die großen Fortschritte der Nachrichtentechnik, die sich im wesentlichen im und seit dem Zweiten Weltkrieg vollzogen haben, wurden durch äußerste Abstraktion menschlicher Zeichensysteme und deren Rückführung auf Elementarvorgänge erzielt, die nur zwei Werte annehmen können. Sie haben also mit der Menschheitsdiskussion über die Vielfalt ihrer Werte unmittelbar zu tun. Die zweckdienliche Vereinfachung von Mitteilung auf die Besonderheiten technischer Einrichtungen erleichtert es, menschliches Handeln vorzubereiten und aus der Menge der im Apparat vorhandenen Daten nach dem Wenn-dann-Muster zu entscheiden, das in der Entwicklungspsychologie eine wichtige Rolle spielt. Nicht nur Kinder, auch Erwachsene kennen die naive Freude, wenn bei einem Knopfdruck etwas funktioniert und die Spannung in der Entscheidung darüber, ob der Knopf gedrückt werden soll oder nicht: Ja oder nein, einen dritten oder vierten, fünften Wert gibt es nicht, nur die Alternative. Ihr Nutzen bestimmt sich nach dem verwendeten Zeichenvorrat. Diesen Vorrat (Code) zweckdienlich anzulegen, gebietet deshalb die Vernunft. Er sollte alle betreffenden Daten enthalten und überflüssigen Aufwand vermeiden. Die „Informationsgesellschaft“ ist eine Knopfdruckgesellschaft mit *beschränkter* Haftung.

Den Unternehmenszwecken, den politischen und militärischen Planungen nicht-dienliche Informationen kommen nicht in Betracht. Sie werden als „weitschweifig“, „redundant“, „überflüssig“ ausgeschlossen, weil sie die Sicherheit der Ergebnisse beeinträchtigen. Man denkt „binär“ und handelt auch so. „Dritte Wege“ sind verdächtig.

1 Rolf Dubs, Lernprozesse in der Unternehmung durch computergestützten Unterricht beschleunigen. In: Thexis, Nr. 5/89, S. 49.

2 Joseph Weizenbaum, Die Macht der Computer und die Ohnmacht der Vernunft, Frankfurt/M. 1978, S. 35 ff., S. 337 ff. Neuerdings auch: Michael Eckert/Maria Osietzki, Wissenschaft für Macht und Markt. Kernforschung und Mikroelektronik in der Bundesrepublik Deutschland, München 1989, S. 200 ff.

Von der Telefontechnik kommend, war die Nachrichtentechnik von Beginn am störungsfreien Kanal interessiert. Sie hat es mit bewundernswertem Einfallreichtum verstanden, unerwünschte Zeichen als „Rauschen“ auszuschalten. So können wir heute über Nachrichtensatelliten Mitteilungen von entfernten Erdteilen, ja aus dem Weltall empfangen, als ob sie aus nächster Nähe kämen, ohne gestört zu werden. Das ist ein Fortschritt, von dem vor hundert Jahren, als Heinrich Hertz die Radiowellen nachwies, kaum zu träumen war. Die Kapazität der Übertragungskanäle erweitert sich. Die Kanäle zu vermehren, ist ein großes Geschäft geworden, das riesige Beträge umsetzt. Die wirtschaftliche Frage dabei ist die Rentabilität im Verhältnis von Kanalkapazität und „Informationsfluß“: Sind die teuren Kanäle ausgelastet? Amortisieren sich die Milliardeninvestitionen für Sender, Transport und Empfänger? Oder muß man, solange das Informationsangebot kleiner ist als die Kanalkapazität, durch ein geeignetes Zeichensystem den Verlust an Information klein halten, wie es dem „Codierungs-Theorem“ entspricht?

IV.

Es gibt Leute, die sprechen von der Neutralität der Technik, ohne deshalb die Suppe mit dem Messer zu essen oder mit dem Löffel zu schneiden. Sie riechen auch nicht durchs Radio und fahren nicht mit der Zunge über den Bildschirm - dennoch insistieren sie auf Wertfreiheit des technischen Fortschrittes. Es komme nur darauf an, was „der Mensch“ daraus mache. Das ist insoweit richtig, als „der Mensch“ auch mit der Gabel in den Zähnen bohren oder jemand anderen mit diesem Werkzeug erstechen kann. Dem Mißbrauch sind jedoch Grenzen gesetzt, die in der Beschaffenheit der Instrumente liegen. Über eine nichtvorhandene Klinge kann keiner springen, und was man *nicht* schwarz auf weiß besitzt, kann man auch nicht „getrost nach Hause tragen“.

Das gilt für alle Technik, weil sie zur Kompensation menschlicher Mängel entwickelt wird. Seitdem der Fortschritt Räder hat, gibt es Überfahrene, weil zur Technik des Rades gehört, daß es *über* etwas fährt, und daß etwas *unters* Rad kommen kann. Da hört die „Neutralität“ auf. Davon berichtet nicht nur die Unfallstatistik, sondern schon die sinnbildliche Verwendung von „Rad“ als Schicksal, Schöpfung, Weltenrad, Sonnenrad, Rad der „Zeit“ und der „Geschichte“.

Die Informationstechnik zielt darauf ab, Mitteilungen zu sammeln, zu verarbeiten und sie als Antworten verfügbar zu machen. Sie speichert einen Teil der Signale, denen die Menschen in ihrer Umwelt ausgesetzt sind. Sie sortiert sie zu Daten, die in der Maschine nach bestimmten Anweisungen und Reihenfolgen („Programme“) bestimmte Zwecke erfüllen sollen.

Ist schon im elementaren Umgang derjenige, der ein „Programm“ hat, im Vorteil gegenüber anderen, die keines haben, so vergrößert der Besitz von Datenspeichern diesen Vorsprung erheblich. Er steigert ihn zur Möglichkeit, umfängliche und unübersichtliche Probleme in großer Geschwindigkeit zu

programmieren und zu bearbeiten, falls jemand *die Idee* dazu hat, woran Weizenbaum und andere Kritiker ihrer Wissenschaft Zweifel äußern: „Kurs auf den Eisberg“.³

In der Technik selber liegt beschlossen, daß über ihre weitere Anwendung und Entwicklung diejenigen nachdenken, die über sie verfügen. Technischer Fortschritt ergibt sich aus Insiderkenntnissen, die weiterentwickelt werden, und je höher die Investitionen für die „Grundkenntnisse“ ansteigen, desto mehr verengt sich der Kreis der potentiellen Veränderer zur geschlossenen Gesellschaft, die sich auf ihre Laboratorien, Versuchsanlagen und Institute konzentriert, fernab von den vier Milliarden Alltagsmenschen. Die „Auserwählten“ der Wissenschaftsgläubigkeit geben die Techniken vor, mit denen „Kurs auf den Eisberg“ genommen werden kann, „Kursfragen“ sind nicht die ihren, sondern die der Steuerleute und Lotsen.

V.

Was diese angeht, so sind sie durch Nachrichtentechnik bestechlich, weil der Informationsvorsprung immer einen Zuwachs an potentieller Macht bedeutet. Die Macht von Menschen über Menschen beginnt damit, daß einer die unersetzbare Lebenszeit eines anderen menschlichen Einzelorganismus mit seiner Mitteilung besetzt, okkupiert, kolonisiert. Was an Aufmerksamkeit, Wahrnehmung, Kenntnisnahme erbracht wird, kostet Lebenszeit, und es ist klar, daß der Mitteilende bestrebt sein muß, seine Einzelmitteilung an möglichst viele gleichzeitig und über möglichst weite Räume loszuwerden, wenn er nicht seine eigene Lebenszeit damit verschleißt, anderen nachzulaufen. Den Signalaufwand für die Einzelmittlung zu verringern, ist das Gebot der *Signalökonomie*. Es fügt der politischen Ökonomie im Kommunikationsbereich eine besonders heikle Qualität zu.⁴

Die technischen Fortschritte der Nachrichtenübermittlung mit ihren Datenbanken, Computernetzen, Satelliten hatten die Reichweiten der Inhaber dieser Techniken global erweitert. Das ermöglicht ihnen, die Lebenszeit praktisch aller Menschen zu besetzen, die über ein Empfangsgerät erreichbar sind. Verglichen mit den Anfängen der europäischen Mission und Kolonisation, die den Fortschrittsgedanken mit seinem apokalyptischen Treibsatz zu einem „Reich der Seligen“ hin weltweit verbreitet hat, muß man angesichts der jüngsten Entwicklung der Informationspolitik fragen, ob der Fortschritt nicht kehrt macht.

Unbestritten sind die Erleichterungen der menschlichen Kommunikation durch neue Techniken. Allenthalben erweitern sie die symbolischen Hori-

³ Joseph Weizenbaum, *Kurs auf den Eisberg. Die Verantwortung des einzelnen und die Diktatur der Technik*, München 1987; Wolfgang de Boer, *Technischer Fortschritt — wovon fort und wohin?* In: *Scheidewege. Jahresschrift für skeptisches Denken*, Jg. 19, 1989/90, S. 75 ff.

⁴ Siehe hierzu: Harry Pross, *Medien: Signale und Orientierung*. In: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, Nr. 3/89, S. 151 ff. und ders., *Ausbeutung der Seelen durch Scheininformation?*, in: *Evangelische Kommentare*, Nr. 8/89, S. 21 ff.

zonte, und es kann sein, daß mit den täglichen Schreckensnachrichten über die menschlichen Zustände allmählich das Gefühl der Mitmenschlichkeit wächst, obwohl im Umgang mit dem Nächsten, auch dem lokal Nächsten, nichts davon zu spüren ist. Der Fortschritt kommt schrittweise, käme er in Sprüngen, hieße er Fortsprung.

Andererseits unterliegt die Übertragung von Mitteilungen den technischen Verbindlichkeiten der Signalökonomie: Da sich teure und weitreichende „Kanäle“ nur dann rentieren, wenn sie möglichst viele Einzelmitteilungen über möglichst weite Räume an eine möglichst große Zahl von Abnehmern transportieren, weil nur dann der Urheber Signalaufwand spart, müssen die Einzelmitteilungen verkürzt werden, um möglichst viele davon unterzubringen.⁵

Das heißt bei den elektronischen Medien: Bild überholt Schrift - oder: vorzeigen statt lang und breit zu erörtern - oder: präsentierte Gewehre statt diskursiver Sprache. Auch im Fernsehen muß das „Weitschweifige“ der Sprache mit ihren vielen unsicheren Bedeutungen einem absolutistischen Sprachgebrauch weichen, der die Vieldeutigkeiten tendenziell auf nur zwei Werte reduziert. In der Vieldeutigkeit liegt aber nicht nur die Freiheit zum Weiterdenken, sondern auch die Anregung zum Rückfragen.

Ein Bild kann man entweder zeigen oder nicht. Nach dieser Entscheidung bleibt es, was es darstellt. Ein Wort kann so oder anders ausgesprochen werden und durch Intonation und veränderte Stellung im Satz zu einer anderen Information werden. Wenn Wörter aus einer in die andere Sprache übersetzt, Filme synchronisiert werden müssen, verlieren sie immer an ursprünglicher Bedeutung, das heißt an genuinen *Deutungsmöglichkeiten*.

Das Bild ist also auf weite Strecken und für große Empfängerzahlen ökonomischer, weil es von seiner Technik her ökonomischer ist. Um den Unterschied im Sprachbild arg zu vereinfachen: Bilder sind wie Löffel, Worte wie Messer. Was die Fernsehkanäle ausschütten, muß gelöffelt werden, weil man Laufbilder anhalten müßte, um sie tranchieren zu können. Das würde wiederum den Vorteil der raschen Präsentation zunichte machen. Also unterbleibt es.

VI.

Die politökonomischen Bedingungen kapitalintensiver Nachrichtentechnik und die der Mitteilung innewohnenden Übertragungsgesetze der Signalökonomie wirken zusammen, um die Bedeutung der Einzelmitteilung an große

⁵ „Das amerikanische Fernsehen leistet eine ständige Eingewöhnung in die amerikanische Folklore und Geschichte, in den amerikanischen way of life, es internationalisiert - und das heißt es amerikanisiert - die Loyalitäten der verschiedensten Führungseliten und zumal der Kulturintelligenz der neuen Massenmedien. Die Frage, welche Völker, Sprachen und Kulturen überleben werden, steht weltweit an und geht zumal uns selbst an. Wer da bloß von der Unaufmerksamkeit oder gar von den Segnungen der Telekommunikation spricht, tauscht sich selbst und die Öffentlichkeit.“ Friedrich Tenbruck, Die Bedeutung der Massenmedien, in: Scheidewege, cit 1989/90 S 53. Vgl Michael Hofmann, Uncommon Sense Zur Kritik von Öffentlichkeit als demokratischem Idol, Mainz 1988, S 168 ff. Instrumentalisierung vs Erkenntnisorientierung in der öffentlichen Kommunikation

Massen zu verkürzen. Die Psychologin Hertha Sturm hat unlängst in ihrem langjährigen Kampf für eine „zuschauerfreundliche Mediendramaturgie“ auf grundlegende Defizite des Fernsehens bei der Wissensvermittlung hingewiesen: Erstens überrollt das Laufbild den Zuschauer in seiner Anstrengung, Bild und Ton *gleichzeitig* verfolgen zu sollen, zugleich anschaulich und abstrakt zu denken. Zweitens ergeben sich aus den auf Erkenntnis beruhenden Unstimmigkeiten zwischen Bild und Wort viele unbemerkte *Lernwiderstände*. Drittens sind die Standort-, Situations- und Szenenwechsel im Fernsehen oft so schnell, daß dem Zuschauer die *Halbsekunde* fehlt, die er braucht, um das Gesehene innerlich zu benennen. Fehlt aber die Benennung, so geht der daran hängende Erkenntnisprozeß den Bach hinunter. Viertens: „Der Zuschauer wird - anders als im realen Leben - von Bild zu Bild getrieben, es stehen ihm oft nicht einmal Halbsekunden zur Verfügung, um das jeweilige Gezeigte vorausbedenkend oder nachher - innerlich verbalisierend - zu begleiten, und das meint, eine Kategorisierung des Gesehenen, ein *Einbringen* in eigene, kognitive wie emotionale Bezugssysteme ist sehr erschwert, wenn nicht unmöglich, zumindest während der jeweiligen Darbietung.“⁶

Dieses „Getriebensein“ führt zur Hypothese, daß die kurzzeitigen Angebotsmuster des Fernsehens seine Zuschauer mit *unerledigten Detailhandlungen* überschwemmen, an denen sie unglücklich zu tragen haben, wie eine andere Psychologin, Bluma Zeigarnik, vor der Zeit des Fernsehens (1927) festgehalten hat. Fernsehen produziert emotionale Eindrücke von hoher Stabilität, weitgehend verselbständigt, und unabhängig von behaltene oder vergessenen Wissensinhalten, wobei sachliche Texte am schlechtesten abschneiden, wenn sie mit Bildern von hoher physiologischer Erregung zusammenkommen.

VII.

Während Hertha Sturm zugunsten verbesserter Lernmöglichkeiten dafür plädiert, kenntnisreiche und emotional stabile „Macher“ mit längeren und nicht dauernd unterbrochenen Darbietungen zu betrauen, geht der industrielle Fortschritt in die entgegengesetzte Richtung: Die vermehrte Konkurrenz der Anbieter, ihre Rivalität um die jeweiligen Hauptsendezeiten, die der industrielle Ritus vorgibt, die Globalisierung des Marktes führen dazu, die Sequenzen, auch in der Produktwerbung und der politischen Propaganda weiter zu verkürzen.

Vorfabrizierte „lakonische“ Kürze im Text und allgemein „verständliche“ Bildpräsentation, an der sich der Zuschauer entlanghangelt, führen notwendigerweise von der Differenzierung der Kulturen mit ihren immer mehrwertigen Symbolen zurück auf physiologisch-wirksame Reize, die, auch bei „fehlender Halbsekunde“ aufgenommen, gefühlig reaktiv sind, ständigem Jucken vergleichbar.

⁶ Hertha Sturm, Wissensvermittlung und Rezipient: Die Defizite des Fernsehens, in: Bertelsmann Stiftung, Gütersloh 1989, S. 59.

Hermann Broch warnte bereits vor vierzig Jahren vor der expandierenden „Spannungsindustrie“.⁷ Sie hat inzwischen den Voyeurismus zum Prinzip erhoben, um die von Paaren aller Art, binären Sichtweisen, Paarungen und Genitalsignalen kaum noch erregbaren Zuschauer doch noch zu emotionalisieren. Während die Serien über die archaischen Verhältnisse in Familien und Clans noch kulturspezifische Verhaltensweisen enthalten, reduziert sich das weltweite Angebot an darwinistischen Kampfmustern inzwischen auf Jagd und Flucht und den Kampf ums Überleben in einem globalen Tele-Zoo, der nicht mehr von humanen sondern von Hominiden-Verhaltensmustern belebt wird.

Klaus Traube: Der Fortschritt hat den Sinn verloren

Prof. Dr. Klaus Traube, geb. 1928 in Hannover, lehrt an der Gesamthochschule/Universität in Kassel.

Nach hinhaltendem Widerstand ist mein Freund nun doch verkabelt und begeistert von der Bildqualität seines Fernsehers. Die Nachricht, das hochauflösende Fernsehen werde ihm künftig noch weit schärfere Bilder liefern, quittiert er gelassen: nein, das brauchte er gewiß nicht. Dennoch wird er sich wohl eines Tages ein hochauflösendes Gerät kaufen müssen, wenn er weiterhin fernsehen will, weil die Fernsehanstalten ihre derzeitige Sendetechnik zugunsten der hochauflösenden verschrotten werden. Warum? Weil der technische Fortschritt nicht auf zuhalten ist.

Ist er tatsächlich nicht aufzuhalten? Die Betreiber des Fortschritts sehen ihn kaum noch vom Fleck kommen wegen der ausufernden „Technikfeindschaft“, die Atom- wie Gentechnik, Magnetschwebbahn wie Müllverbrennung drangsaliert. Der technische Fortschritt stößt auf Widerstand, seit der lange Zeit vorherrschende Glaube an seine Segnungen angesichts der galoppierenden Umweltzerstörung, der Massenarbeitslosigkeit, der Drehungen der Rüstungsspirale in den siebziger Jahren - demoskopisch meßbar - überwiegend in Skepsis umgeschlagen ist.

Diese Legitimationskrise hat den technischen Wandel stellenweise beeinflusst, manches Vorhaben verhindert, manche Technologien umweltverträglicher geformt, hat ihn insgesamt aber keineswegs verlangsamt. Er verläuft weiterhin rasant, insbesondere als informationstechnisch gestützte „Modernisierung“, verändert beständig und tiefgreifend Arbeits- und Lebenswelt, kurzum

⁷ Harry Pross, Entmündigung der Öffentlichkeit? Zur medienpolitischen Entwicklung seit 1945, in: Hans Ulrich Reck (Hrsg.), Kanalarbeit - Medienstrategien im Kulturwandel, Basel/Frankfurt/M. 1988, S. 205 ff.

die Gesellschaft. Zwar hat die neuere Technikdebatte die Erkenntnis verbreitet, daß der technische Wandel keineswegs autonom abläuft, vielmehr weitgehend durch Leitbilder und Interessen beeinflußt wird, mithin gestaltbar ist. Dennoch wird der technische Wandel weiterhin im wesentlichen betrieben von informellen Kartellen aus Wirtschaft, Wissenschaft und staatlicher Bürokratie, findet eine für die Öffentlichkeit transparente, demokratisch legitimierte Steuerung dieses gesellschaftsformenden Prozesses allenfalls punktuell dort statt, wo eine aufgebrachte Öffentlichkeit dies erzwingt.

Seit dem Ende der siebziger Jahre begegnen die Betreiber des Fortschritts der Legitimationskrise mit einer semantischen Gegenoffensive, mit Kampf Begriffen wie „Technikfeind“, ökologischer Bebilderung des technischen Wandels, mit der Stilisierung von Technologien zu „Zukunfts“- oder „Hochtechnologien“; die Wortschöpfung „neue Technologien“ signalisiert Überwindung der Folgen, die bisherige Technik diskreditiert haben. Die technologische Umformung der Gesellschaft wird interpretiert als Übergang der (schmutzigen) Industriegesellschaft zur (sauberen) Informationsgesellschaft, deren kulturelles Potential wissenschaftliche Sinnstifter - von Daniel Bell bis Klaus Haefner - ausmalen. Solcher Gemälde bedienen sich auch die wegweisenden Politiker vom Schlage Christian Schwarz-Schilling und Lothar Späth in zukunftsfrohen Reden und Schriften.

Dieses Locken mit dem Zuckerbrot des Fortschritts wird ergänzt durch die rituellen Beschwörungen der Weltmarktheitspeitsche, die den technischen Fortschritt erzwingt, um die ständig bedrohte internationale Wettbewerbsfähigkeit zu erhalten, mithin Arbeitsplätze und Lebensstandard zu sichern. „Stillstand ist Rückschritt“ lautet die Parole.

Die Meinungsforscher berichten, die Peitsche habe bei der Bevölkerung der Bundesrepublik mehr bewirkt als das Zuckerbrot. Bei allem Interesse an der schönen neuen Welt der Elektronik überwiege weiterhin die Skepsis gegenüber dem technischen Fortschritt. Mit ihm verbänden lediglich Minderheiten die Vorstellung von Vernunft, Freiheit, Sicherheit oder die traditionellen Bilder von seinem Nutzen - mehr Konsum, bessere Produkte, Erleichterung der Arbeit, kurz: das bessere Leben. Der Mehrzahl erscheine der real ablaufende technische Fortschritt im wesentlichen nur noch gerechtfertigt als Garant der Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschaft und ihres Wachstums als Existenzgrundlage. Internationale Vergleiche zeigen, daß auch in den anderen westlichen Industrieländern der technische Fortschritt vorwiegend skeptisch wahrgenommen wird.

Der technische Fortschritt hat sich also gelöst von der ihm einst zugeschriebenen Rolle, der Entfaltung einer Ökonomie zu dienen, die - bei solidarischer Sozialordnung - eine von materiellen Sorgen freie, komfortable Existenz für alle gewährleistet, das gute Leben ermöglicht. Dieses traditionelle Verständnis vom Sinn des technischen Fortschritts ist antiquiert.

Gleichwohl erscheint der technische Fortschritt als unaufhaltsam. Er hält die Wirtschaft in Gang, indem er beständig sowohl die Arbeitsproduktivität erhöht, als auch die Produktpalette erneuert. Beides ist nötig zum Erhalt der Wettbewerbsfähigkeit, mithin auch der Arbeitsplätze. Die beständige Erneuerung des Angebots marktfähiger Güter und Dienstleistungen hält zudem das Wirtschaftswachstum in Gang, das sich wiederum legitimieren läßt als Schaffung von Arbeitsplätzen - in Kompensation zu deren Wegrationalisierung durch den produktionstechnischen Fortschritt. Freilich könnten Arbeitsplätze auch durch Verkürzung der Arbeitszeit geschaffen werden - ansonsten ist der Gang der technisch-ökonomischen Handlung nahezu perfekt legitimierbar mit dem Hinweis auf den Weltmarkt und die Arbeitsplätze.

Das expansive, auf technischen Fortschritt gegründete, beständig Arbeits- und Lebenswelt „modernisierende“ Wirtschaften, das sowohl der Logik der Kapitalverwertung als auch dem Interesse der wissenschaftlich-technischen Eliten entspricht, erscheint so als erforderlich zur Beschaffung von (bezahlter) Arbeit, auch zur Sicherung des Sozialstaats. Das legitimiert den materiellen Modernisierungsprozeß weiterhin, ansonsten hat sich seine Bewertung drastisch gewandelt.

Jahrzehntelang fand das Zwillingsspaar technischer Fortschritt und Wirtschaftswachstum nahezu ungeteilte Zustimmung. Der Konflikt galt der Verteilung des größer werdenden Kuchens, nicht dem Kuchen selbst. Er war appetitlich: Auch für Arbeitnehmer verbesserten sich (nach anfänglicher Verschlechterung) die materiellen Lebensbedingungen zusehends, die wachsende industrielle Produktion ermöglichte ein sorgenfreies, komfortableres Leben.

Nunmehr schafft der materielle Fortschritts-AVachstumsprozeß in den hochentwickelten westlichen Industrieländern mehr Probleme als er löst. Die existierende Armut ist kaum mehr behebbbar durch die Vergrößerung des Kuchens, nur mehr durch solidarischere Verteilung. Jenseits von Armut wird materieller Wohlstand weitgehend im Vergleich zu anderen erlebt. Der hochauflösende Fernseher wird nur dadurch zum Merkmal von Wohlstand, daß die Konsumentinnen ihn dereinst vorweisen werden.

Derweilen wird der Preis des Fortschritts unerträglich. Trotz punktueller Entlastung durch Umweltschutzmaßnahmen schreiten per Saldo die Vergiftung von Luft, Wasser und Boden, das Sterben der Arten, Wälder und Gewässer fort, wächst die Bedrohung des Weltklimas durch industriell erzeugte Spurengase. Der chemische Fortschritt erzeugt täglich neuartige Substanzen, deren langfristige Nebenwirkungen niemand verlässlich vorhersehen kann - so wie niemand vorhersehen konnte, daß ausgerechnet die wegen ihrer Umweltverträglichkeit (Ungiftigkeit- und Unbrennbarkeit) entwickelten Fluorchlorkohlenwasserstoffe (FCKW) ein Ozonloch hervorrufen.

Die „Modernisierung“ erweist sich bisher keineswegs als „ökologische Erneuerung“. Auch ihre einschneidenden Auswirkungen auf die Arbeits- und

Lebenswelt werden - schichtenspezifisch differenziert - allenfalls als ambivalent, vorwiegendjils bedrückend empfunden. Doch es muß weiter modernisiert, immer mehr und immer Neues produziert werden - um Arbeit zu schaffernMan hat sich an dieses Paradox, an die Verwandlung der traditionellen Beziehung zwischen der Arbeit und ihrem Ergebnis gewöhnt. Das Ergebnis ist letztlich gleichgültig, so lange es sich-im wörtlichen und übertragenen Sinn - verkaufen läßt. Der Fortschritt ist einem von moralischen Werten motivierten Willen entzogen. Er hat den Sinn verloren. Daher sind die Sinnstifter gefragt, die der Produktion von immer mehr Information die höheren Weihen erteilen.

Die früheren Kulturen unbekannte Vorstellung vom Fortschritt entstand im Humanismus und in der Aufklärung. Gemeint war der vernunftgeleitete, menschliche Fortschritt im Sinne vom Emanzipation. Der Fortschritt von Wissenschaft und Technik erschien als eine Form der Anwendung von Vernunft, damit als Bestandteil gesellschaftlichen Fortschritts. Angesichts seiner erstaunlichen, greifbaren Erfolge geriet unterdessen der technisch-ökonomische Fortschritt zum Inbegriff des Fortschritts.

Es wird Zeit, dem sozialetischen Begriff von Fortschritt endlich Geltung zu verschaffen als Maßstab für den technisch-ökonomischen Fortschritt. Das hieße, die technisch-ökonomische Dynamik der hochentwickelten Industriegesellschaften auf vorrangige Ziele umzuleiten, auf die Erhaltung der natürlichen Umwelt und auf Hilfe für eine an den Bedürfnissen der Menschen orientierte, stabile Entwicklung in dem überwiegenden Teil der Welt, der unter den Auswirkungen des westlichen Fortschritts bisher mehr gelitten als von ihm profitiert hat.